This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

PT
395
.L54

Fritz Lienhard

ie Vorherrschaft Berlins

Litrerarische Anregungen

4 der Flugschriften der Heimat Preis 50 Pfg.

Leipzig und Berlin S.W. 46, Bernburgerstr. 8
bei Georg Heinrich Meyer
Heimatverlag
1900

STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES

Die hier vereinigten Aufsätze erschienen zumeist in der Heimat, siehe Verlagsanzeige am Schluß.

Von **Fritz Lienhard** sind früher erschienen:

Lieder eines Elsässers. 2. Aufl. Br. M. 1.20, geb. M. 2.—.

Wasgaufahrten. 2. Aufl. Br. M. 1.50, geb. M. 2.50.

Till Eulenspiegel. Bühnendichtung in 2 Teilen. 2. umgearbeitete Aufl. M. 1.60.

Gottfried von Straßburg. Schauspiel in 5 Aufzügen. M. 2.—.

Odilia. Legende in 3 Aufzügen. M. 2.—.

Nordlandslieder. Br. M. 2.—, geb. M. 3.—.

Burenlieder. Geh. 50 Pf.

Münchhausen. Lustspiel in 3 Aufzügen. Geh. M. 2.—.

Die Schildbürger. Eine Frühlingsdichtung. Geh. M. 1.—, geb. M. 2.—.

Lienhard, Friedrich

Fritz Lienhard

Die Vorherrſchaft Berlins

Litterariſche Anregungen

Flugſchriften der Heimat Heft 4

Leipzig und Berlin S.W. 46, Bernburgerſtr. 3
bei Georg Heinrich Meyer
Heimatverlag
1900

PT 395
L54

Inhalt

Ein persönliches Vorwort 1
Geschäftliche Vorteile Berlins 3
Vom Reichtum deutscher Landschaft . . . 9
Wo sind die nationalen Berliner? 20
Zwischen Demokratie und Hurrapatriotismus 29
Neuer Geist 37

zu diesen sozusagen erlebten Betrachtungen wird man nicht als Eitelkeit auslegen.

Nachdem ich zuerst als Berliner Student (1887 und 1888) mit einigen unfertigen Werken („Naphtali", „Weltrevolution", „die weiße Frau") in die Bewegung der damaligen Jüngstdeutschen geraten war, zog ich mich zunächst wieder aus der Litteratur zurück, besonders weil ich zu Methode und Weltanschauung des 1889 auftretenden Naturalismus kein rechtes Verhältnis zu finden wußte. Diese Richtung mußte erst ausreifen; so lange war für eine andere kein Platz. Nach Jahren seelischer Kämpfe um eine Weltanschauung und nach mancher Irrfahrt wurde der Gemütsdrang in mir mächtig, mit allen -ismen der durcheinanderlärmenden Großstadt rundum zu brechen und Atem zu holen im deutschen Wald, zu Hause, im elsässischen Dorf, im Stammestum. Das Stilsuchen und die technischen Bemühungen der Großstadt mochten auf sich beruhen, ich hatte nichts dawider: einfaches, unentartetes Menschentum sagte mir nun mehr, und auch die bunte, in kein Maß zu fassende stumme Natur war mir reicher. So erklärt sich der Grundton der kleinen Sammlung „Lieder eines Elsässers" (1895); und so erklärt sich das Zeit- und Wanderbuch „Wasgaufahrten" (1895). Ebenso gehören in diese neue Stimmung die (noch recht bitteren), die lustige Volksfigur ändernden Skizzen „Till Eulenspiegel" (1894 und 1896; aufgeführt 1896), worin sich der wahrhaft fröhliche Hans Sachs als Überwinder dem Schalksnarren gegenüber stellt; noch mehr

„Gottfried von Straßburg“ (aufgeführt 1897) und die Legende „Odilia“ (aufgeführt 1898). Eindrücke des Sommers 1898 in Norwegen und des Sommers 1899 in Schottland und an der Ostsee halfen inzwischen mit an der Loslösung von der engeren Heimat; so entstanden die „Nordlandslieder“ (1899). In nächster Zeit werden erscheinen „die Schildbürger“ (Dichtung) und die Komödie „Münchhausen“.

Wer die Titel dieser Werke überblickt, wird daraus allein schon ein Tasten nach einer Weltanschauung ahnen. Inzwischen ist ja überall das Wort „Heimatkunst“ in die Ästhetik eingedrungen. Hoffen wir nun, daß wir nach und nach wieder zu dem einheitlichen und doch buntartigen Geist einer vielersehnten Nationaldichtung kommen! Wir haben, was unseren hellenisierenden Klassikern abging, den festen Boden eines deutschen Reiches — so wachstumsfähig vielleicht wie unter den Hohenstaufen, als unsere Nibelungen die nötigen Vorbedingungen fanden und der Minnesang aus frisch gestimmten Gemütern floß. Es wird an uns sein, zu beweisen, daß zwischen Heimatkunst und Hochlandsgeist kein Widerspruch ist, daß wir vielmehr erst von unbefangener Natürlichkeit und gesunder Fabulierungsfreude aus wahrhaft gesund wachsen können zu Goethes reifer Harmonie des Weltblicks, Ring an Ringe setzend, wie die Tanne auf freien Bergen, Wipfel im Gewölk und Wurzelgeflecht im Erdreich!

Ostern 1900.

F. Lienhard.

Geschäftliche Vorteile Berlins.

Es ist eine Thatsache, die von keinem Unbefangenen bestritten wird: der geschäftliche Aufschwung Berlins hat auch den Geist unserer Litteratur vergewaltigt.

Am schroffsten tritt das in der Theaterkunst zu Tage: es ist ganz unmöglich, in Berlin ein Stück zur Aufführung zu bringen, das nicht mit den Tendenzen des modischen Problemstücks, Märchenstücks oder Salonlustspiels in Einklang steht. Und selbst wenn diese erste Bedingung vorhanden ist, so ist doch noch ein langer Weg bis zur Bühne, auch bei bester Technik: persönliche „gute Verbindungen", persönliche Bemühungen in Vorzimmern, Bekanntschaften im Klub, im Weinhause, im Café sind weitere Vorbedingungen einer Annahme. Das sind nüchterne Thatsachen.[1])

[1]) Es ist überflüssig, zu bemerken, daß sich freilich auch bei besseren Zuständen Kleists Schicksal, Hebbels mannigfache Enttäuschung, Grillparzers Verstimmung, Wagners Kämpfe u. s. w. wohl noch oft wiederholen werden. Man vergegenwärtige sich folgende kurze Notiz, die Bände spricht: „Vorzugsweise wurden (um 1810, kurz nach Schillers Tod, als Kleist ungehört unterging) Lustspiele aufgeführt. Kotzebue und Iffland mit ihrer kleinbürgerlichen Richtung beherrschten den Spielplan so überwiegend — wie Goethe und Schiller gegenüber damals in Deutschland überhaupt — daß mindestens ein Drittel aller aufgeführten Stücke aus Kotzebues Feder stammte" (Otto Weddigen, Geschichte des Königlichen Theaters in Wiesbaden). Tantiemenkönig des Jahres 1899 ist Oskar Blumenthal geworden, ein weit schwächerer Kotzebue: er gelangte 3076 mal zur Aufführung, mit dem „Weißen

Man könnte ja nun sofort antworten: „Aber warum geht denn ihr deutschen Künstler aus euren Landschaften überhaupt fort? Was sucht ihr denn in Berlin? Warum laßt ihr denn — um beim Theater zu bleiben — eure landschaftgesättigten Stücke nicht in euren heimatlichen Gauen aufführen? Dort habt ihr doch ein stammverwandtes Volk, das euch unmittelbar versteht, wie einst die Athener ihren Sophokles, dort habt ihr eine andere Zuhörerschaft als im Mischmasch Berlins, dessen Theaterbesucher sich bekanntlich zu 90% aus dem Börsenviertel zusammensetzen! Bleibt in euren Gauen, schafft aus euren Gauen heraus, und wachst und erweitert euch so nach und nach über das ganze Reich hin, bis in die Tiefen der Ewigkeit!“

Das ist ganz richtig, ist auch an sich klar und gesund. Aber es hat vorerst noch einen kleinen Haken. Die Berliner Presse ist dieses kleine Hemmnis. Jedes elendeste, in Berlin durchgefallene Stück wird in zwanzig und mehr Zeitungen und Zeitschriften gleichzeitig besprochen, wird von

---

Rößl“ allein 1692 mal; hinter ihm kommt Kadelburg mit 2926 Aufführungen: — Schiller brachte es mit seinen 17 Werken nur auf insgesamt 1102, Shakespeare auf 788, Goethe auf 326 Aufführungen. Wagners „Tannhäuser“ erlebte zwar 277, „Lohengrin“ 273 Abende: — aber lange nicht so viel wie die „Geisha“ (603) oder die „Fledermaus“ (336). Ähnlich wird das Verhältnis wohl immer sein; nur daß vielleicht Cirkus und Variété, über deren Wettbewerb jetzt schon geklagt wird, den famosen „Bildungsanstalten“ immer mehr Abbruch thun werden. Man denkt in Schriftstellerkreisen ernstlich daran, die Tingeltangel litterarisch „zu heben,“ wie in Paris. Warum nicht? — Wieviel Zerfahrenheit und Mangel an tieferem Blick im Prüfen eingereichter Manuskripte (durchschnittlich im Jahr 300 an den größeren Bühnen) obwalten, darüber weiß jeder Kenner und Beobachter zahlreiche Einzelthatsachen, die aber historisch und statistisch meines Wissens noch nicht zusammengestellt sind. Es müßte ein närrisches Buch werden!

mehreren Dutzend Kritikern und Litteraten, die hier versammelt sind, persönlich gesehen, haftet also hundertfach stärker in Eindruck und Gedächtnis und wird über ganz Deutschland hin hundertfach bekannter, als selbst ein sehr gutes Stück, das „irgendwo da hinten", sei es Bremen oder Straßburg, Elberfeld oder Danzig, zu beifälliger Aufführung kam und von drei oder vier wenig bekannten Ortszeitungen mit wenig bekannten Kritikern besprochen wurde.

Dazu kommt noch eins. Wir haben hier auch die besten und höchst bezahlten Schauspieler. Wir haben also die Gewißheit, das Stück in denkbar vollkommenster Aufführung so dargestellt zu sehen, wie es den Absichten des Dichters entspricht. Das ist gleichfalls beim Urteil, z. B. über einen „neuen Hauptmann", sehr entscheidend.

Und dieser Punkt hängt wieder mit einem anderen zusammen: mit dem Geldpunkt. Die Theater des Reiches können nicht mit so zahlreicher Besucherschaft rechnen, wie die fünf großen Theater Berlins, die aus anderthalb Millionen Menschen ihre Gäste beziehen. Die Berliner Theater können also auch mit höchstem Sold die besten Kräfte sammeln. Und da das Wagnis einer Erstaufführung immer mit bedeutenden Geldauslagen verbunden ist, so sind die Direktoren der Theater draußen im Reiche noch weit vorsichtiger als die Herren in Berlin: sie warten in den meisten Fällen einfach ab, „was in Berlin gefällt". Dazu kommen die vermittelnden Agenten, die spaltenlange, geschickte Auszüge aus den Berliner Kritiken an alle Theater deutscher Sprache versenden: Agenten, die gleichfalls in Berlin sitzen und für alles Berlinerische mit dem Eindruck des Selbsterlebten aufgeregt Propaganda machen.[1])

[1]) Über die ergötzliche Art dieses Reklamebetriebs plaudert z. B. Heinrich Lee in der „Frankf. Ztg." (25. Febr. 1900). Er spricht von

der Berliner Theaterſitte, ein Stück womöglich bis zur hundertſten Aufführung durchzujagen, um dann die „100" als Reklamewort zu benutzen. Der Erfinder dieſer Jagd nach der Hundert war urſprünglich der Leiter eines Poſſentheaters, Adolf Ernſt; inzwiſchen iſt aber dies Verfahren an allen Bühnen in Aufnahme gekommen. Beſonders blüht die Gewohnheit „im Reſidenztheater mit ſeinen franzöſiſchen Schwänken und im Leſſingtheater mit ſeinen Stücken von Blumenthal und Kadelburg. Noch heute, wo Blumenthal nicht mehr der nominelle Leiter dieſer einſt unter ihm ſo blühenden Bühne iſt, weiß er ein Mittel anzuwenden, ſeine Stücke auf ihr der hundertſten Aufführung möglich nahezubringen, denn unter den Bedingungen, die er dem jetzigen Direktor dieſer Bühne auferlegt, befindet ſich auch die, daß ſeine Stücke ſo lange Abend für Abend hintereinander gegeben werden müſſen, als die Einnahmen ſich auf einer kontraktlich ausgemachten Höhe halten ... Zu den Stücken, welche in Berlin mehrere Hundert Aufführungen erlebten, gehört auch Halbes „Jugend" und es giebt vielleicht kein zweites Stück, das für unſer Thema nach einer gewiſſen Seite hin lehrreicher wäre. Die Einnahmen bei dieſem Stück beliefen ſich mitunter an einem Abend kaum auf einhundert Mark, und oft genug wurde es, wenigſtens im Sommer und in den Nachmittagsvorſtellungen, vor zwei, drei Bänken geſpielt — womit natürlich dem dichteriſchen Wert des Stücks ſo wenig wie durch die mit ihm getriebene Reklame irgendwie Abbruch gethan werden ſoll. Dennoch, trotz dieſes mangelhaften Zuſpruchs, konnte es das Stück in Berlin auf dreihundert Aufführungen bringen. Das Rätſel, das darin für den harmloſen Laien ſteckt, wird für ihn gelöſt, ſobald er ſich erinnert, daß das Stück nur ſechs Darſteller bedarf. Aus dieſem Grunde konnte es die Berliner Direktion verſchiedene Male eine ganze Sommerſaiſon hindurch Abend für Abend geben — auch bei ſchlechten Einnahmen, denn ein Perſonal von ſechs Darſtellern koſtet nicht viel, zumal im Sommer" ... Dieſe Stücke (im Sommer) ſind „ausſchließlich für die Fremden berechnet. Laſſen dieſe ſich nun von dem Umſtand, daß das Stück zum 100. Mal gegeben wird, imponieren und gehen hinein, ſo ſchütteln ſie vielleicht den Kopf und können nicht begreifen, wie es zugeht in der Welt, daß eine ſo ‚faule Sache' hundertmal gegeben wird. Der Berliner begreift es."

Aber ſehen wir einmal vom Theater ab: auch wenn Männer der Feder überhaupt in Berlin feſten Fuß haben, wird für ihren Ruf und Ruhm geſchäftlich mehr geſorgt. Man vergleiche einmal, wie Fontane und C. F. Meyer an ihren 70. Geburtstagen gefeiert wurden! Bei Fontane, bei dem allerdings örtliches Intereſſe hinzukam, waren alle Blätter und alle Zeitſchriften artikelvoll, von C. F. Meyer, dem viel bedeutenderen Schweizer, hörte man verhältnismäßig recht wenig. Und was war das für ein Feiern des ſiebzigjährigen Spielhagens in Berlin W.! Der innigere und tiefere Raabe, der Nicht-Berliner, wird dergleichen nicht erleben. Wohlgemerkt: mit der litterariſchen Wertſchätzung hat ja das unmittelbar nichts zu thun, aber das alles iſt für den betreffenden Dichter ſtarke Reklame, das alles verwirrt das Urteil der Zeitgenoſſen, das alles ſchafft geſchäftliche Vorteile, ſchafft Ruhm und äußeren Erfolg — und drängt gleichzeitig beſſere Männer, die aber nicht im Berliner Gewimmel perſönlich verkehren, von der ihnen gebührenden Stelle zunächſt zurück.

Und ſo kommt es nun, daß — wie ich Eingangs ſagte — auf dieſe Weiſe auch der Geiſt deutſcher Litteratur einfach von Berlin aus vergewaltigt wird. Was mit ſo viel Stimmen beſprochen wird, was ſo aufgeregt gefeiert oder auch angegriffen wird: „daran muß doch wohl 'was ſein.“ Man hat „ſo viel davon gehört,“ bis man neugierig wird, bis es „gebildet“ ſcheint, ſich ein „eigenes Urteil“ zu formen, ſei es nun Ibſen oder der Reklame-Jüngling Georg Hirſchfeld. So wird durch den geſchäftlichen Aufſchwung Berlins der Geiſt einer ſteten und innerlichen Entwickelung deutſcher Kunſt und Litteratur beeinflußt und verwirrt.

Und dazu kommt dann noch eins: Kann denn wohl das, was die Nerven der Premièren-Beſucher Berlins reizt und anregt, überhaupt die richtige Seelenkoſt für

das Volkstum der gelaſſeneren deutſchen Landſchaft ſein? Man ſehe ſich doch einmal dieſes Publikum an! Wie viel Gemeinſames haben wir denn mit ihnen, wir Elſäſſer oder Holſteiner, wir Baiern oder Franken oder Thüringer? Wie viel Empfindung iſt denn die gleiche in uns Menſchen von Licht und Landſchaft mit jenen ewig unruhigen Menſchen des Kulturballaſtes, der Salons, der Börſe, der Nerven, des Patchouli? Ich ſage nicht, daß alle Berliner — zudem iſt „Berliner" ein ungewiſſer Begriff — von volksgemäßem und landſchaftlich geſundem Empfinden fern ſeien. Aber die Damen und Herren, die im weſentlichen bei Premièren und in litterariſchen Zirkeln den Ton angeben, ſind es in neunzig von hundert Fällen.[1])

---

[1]) Laſſen wir einmal zur Abwechslung dem boshaften Maximilian Harden über das Berliner Premièren-Publikum das Wort. Dieſer Litterat iſt doch mindeſtens nicht — dezentraliſtiſch angehaucht; er ſchreibt („Zukunft," 17. Febr. 1900): „Ein widrigeres Publikum als das der erſten Vorſtellungen des ‚Deutſchen Theaters' wird man auf der bewohnten Erde vergebens ſuchen. Andere Zuſchauermengen mögen noch ſo ungebildet, unkünſtleriſch und geſchmacklos ſein: ſie haben wenigſtens den Mut, ſich offen zu ihrem ſchlechten Geſchmack zu bekennen, ſie bejubeln die Banalität, finden ihrem Klaſſengefühl den derbſten Ausdruck und verbergen ihr Unbehagen nicht, wenn ſie von der Heerſtraße in Tiefen oder gar auf Höhen geführt werden ſollen. Die Premièrenſippe des ‚Deutſchen Theaters' möchte ſtets auf der Höhe ſein, — auf der Höhe des Tages, wie der die Sache treffende Ausdruck lautet. Sie hat immer Angſt, nicht ganz modern zu ſcheinen, den letzten Zug ins Gelobte Land zu verſäumen, und heuchelt deshalb, auch wenn ſie ſich bis zu Gähnkrämpfen langweilt, Intereſſe und Spannung. Sie klatſcht der Verhöhnung und Beſchimpfung ihrer Klaſſeninſtinkte, ihres eigenſten Empfindens und Wollens Beifall und ziſcht, wenn ihr harmloſe Nichtigkeiten vorgeſetzt werden, die ſie im Grunde doch gar ſo gern ſchlürft . . . Der ewigen Meſſiashoffnung dieſer Leute wurde im Unheilsjahr 1890 verkündet, Herr Hauptmann ſei der Verheißene, der Erlöſer aus einer Not — die

Wie ist dieser Vorherrschaft gegenüber Gegengewicht zu schaffen? Wie können die Gaue und Stämme deutscher Sprache von der Wasserkante bis nach Tirol und Steiermark wieder mehr und einflußreicher in den Vordergrund, in die öffentliche Achtung und Beachtung treten?

Vom Reichtum deutscher Landschaft.

Wenn einmal unsere Litteraturgelehrten verlegen sein sollten um eine Benennung des dichterischen Schaffens des Fin de siècle, so darf man wohl die Überschrift vorschlagen: Berliner Litteratenkunst. Oder allgemeiner, auch Wien und München mit hereinziehend: großstädtische Kunst.

So sinnlich natürlich, als wäre nur der Ort gemeint, an dem die betreffenden Dichter sitzen, fasse ich das nicht. Wir haben im vorigen Abschnitt gesehen, aus welchen Gründen zunächst äußerer Art Berlin (Wien, München) den Ton angiebt. Der industrielle, politische, allgemein

---

sie nie gefühlt hatten —, der unermeßliche Dichter, zu dessen Verständnis sie sich — was ihnen Ehre mache — allmählich emporgearbeitet hätten. Seitdem nehmen sie alles hin, was der Gesalbte ihnen bietet, und ächzen nur insgeheim manchmal über die Lasten des Kunstgenusses. Was soll man thun? Der Mann ist feinfein. Erich Schmidt hat es gesagt, Richard Moses Meyer hat es gesagt, Schlenther und Brahm haben es gesagt und im ‚Börsenkourier' steht es auch. Prima-Referenzen von guten Häusern .... Diese Parvenühorde, der jede Ursprünglichkeit, jede naive Regung fehlt, würde, mit ihrer frisch gefirnißten Unkultur, ihrer hastigen Sucht, in der Wochenstube der Künste zu sitzen, einem Satiriker unschätzbaren Stoff liefern" ... Das sind übertriebene stilistische Kapriolen: aber den wahren Kern wird kein Kenner der Verhältnisse bestreiten — freilich nicht bloß in Bezug auf die „Premièren-Sippe" des „Deutschen Theaters", die ihrem Direktor selbst vermutlich am unangenehmsten ist.

geschäftliche Aufschwung Berlins hat auch auf den Litteraturbetrieb und damit auf den Litteraturgeist eingewirkt. Aus den Großstädten der Nachbarländer, besonders Paris, schlugen Wellen herüber. Es bildete sich seit 1870 eine ganz besonders geartete *großstädtische Litteratur* mit gesellschaftlichen Problemen und besonders gearteter künstlerischer Technik.

Diese Kunst trägt naturgemäß etwas vom Charakter der Massen, der zusammengehäuften und infolge des veränderten Wirtschaftsbetriebes von sozialen Sorgen gequälten Massen an sich. Ein demokratischer Zug, im geistigen Sinne des Wortes, ist dieser Kunst eigen, sowohl der Armeleut-Malerei oder Armeleut-Litteratur der Naturalisten als auch der liberalen Kunst des in Berlin W. beliebten Sudermann. Die aristokratische und ideale Kunst, die diesem Tiefland gegenüber Hochland bedeutet: die Malerei etwa Böcklins, die Kunst C. F. Meyers, auch Nietzsche[1]) und die

[1]) Nietzsche gegenüber wird ein Mann, der gern selbständig bleibt, soweit das im Gefüge einer Kultur möglich ist, ebenso vorsichtig sein müssen wie gegenüber manchen Ausmünzern Wagnerscher Ideen; auch Böcklin und besonders C. F. Meyer neigen nach Südland und sind nicht frei von Hellenismus. Eine Heimat- und Nordlandskunst behalte in Erinnerung, was Nietzsche unter „Wir Heimatlosen" und vom „Bauernaufstand" (in der „Fröhlichen Wissenschaft") schreibt; bedenke auch, besonders in Erwägung der letzten Mitteilungen von Frau Förster-Nietzsche in der „Zukunft" (1899, Nr. 25), den zunehmenden *Formalismus* Nietzsches, der sich zuletzt in Bewunderung der Franzosen, in Verabscheuung Shakespeares und überhaupt schon immer in Vorliebe für Romanismus und modernisierten Hellenismus bekundete. Aber Nietzsches Ideal einer *einheitlichen und vornehmen Kultur* und einer *wahren Bildung* ist wichtig. Darin berührt er sich mit Richard Wagners Gedankenwelt; darin sind Verbindungslinien etwa zu Gobineau, auch zu Emerson, Ruskin und Carlyle. Es wird für uns Jüngere die Aufgabe harren, charaktervollen Nationalismus und weitherzigen

Bayreuther, eine Kunſt, die ſich charakteriſtiſcherweiſe in Oberdeutſchland hielt, kam dem gegenüber nicht zum Durchbruch. Wagner hat nur die Muſik entſcheidend beeinflußt, nicht die Litteratur; die Verſuche Herrigs oder Henzens, Volksſpiele zu gründen nach Wagners Anregungen (Worms), ſind geſcheitert. Der großſtädtiſche Demokratismus und Liberalismus der Litteratur herrſcht unbeſtritten. Auch die epigonenhaften Verſuche eines Wildenbruch oder gar Lauff, das Drama hohen Stils zu retten, ſind vorübergegangen oder von vornherein bedeutungslos.

Nun kann man aber Freund und Sohn ſeines deutſchen Volkes ſein, ohne großſtädtiſcher Demokrat, man kann freiheitlich ſein, ohne dem liberalen Bürgertum eine Art Parteidichter zu werden. Und da möcht ich nun neben der großſtädtiſchen Litteratur und Kunſt als rechten Gegenſatz oder doch als gleich berechtigte, ja mehr berechtigte Seiten-Erſcheinung eine landſchaftliche Kunſt und Litteratur wünſchen.

Die Landſchafts-Litteratur von heute, oder auch die Heimatkunſt, kann nicht ohne weiteres mit der alten Dorfgeſchichte partikulariſtiſcher Tage gleichbedeutend ſein. Wir wollen durchaus keinem Partikularismus, jetzt, an der Jahrhundertwende, das Wort reden. Aber das Stammesbewußtſein eines ins große Reich bewußt eingegliederten Reichsbürgers braucht auch in den Tagen des Weltverkehrs noch lange nicht aufzuhören. Es giebt da zwei Grade des Empfindens. Der naive Naturſohn, der nie über ſein Dorf im Waldwinkel hinausgekommen, der verwachſen iſt mit

---

Humanismus in einer dritten Einheit zu verſöhnen, auf dem Verſtändigungsboden reifer Menſchengüte. Wie der greiſe Michelangelo in Gobineaus „Renaiſſance“ zur ebenſo gereiften Vittoria Colonna ſagt: „Ein Herz wie das Eure ſteht auf dem Gipfel der Größe: und dieſer Gipfel heißt die Güte.“ Wir haben lange genug Verneinung und Bosheit wirken laſſen.

Scholle und Hof, mit Wald und Busch und Heide, wird mit einfältiger Selbstverständlichkeit an seinem Fleck Erde hangen, so lange kein Schall von draußen in seine Welt entscheidend hereinklang. Dann kann eine Zeit der Wanderlust, des Herabsehens auf sein Walddörfchen kommen. Neue, große Eindrücke schlagen über dem Wanderburschen zusammen: die aufrüttelnde Stimmung des Weltverkehrs, des Meeres, des Hochgebirgs, fremder Sprachen, fremder Sitten nehmen seine ganze Fassungskraft in Anspruch. Nach und nach aber wird er dieser Eindrücke Herr, sichtet und ordnet den eingeheimsten Ballast, vergleicht mit seiner Waldstille — und kommt endlich bereichert und beruhigt, als der alte und doch ein anderer, auf seinen heimatlichen Fleck zurück. Jetzt wird er mit neuer, bewußter, geläuterter Liebe aufs neue Freund und Sohn seiner Heimat, seiner kleinen Pflicht: er hat vergleichen gelernt, er hat sein Fleckchen eingliedern gelernt ins große Reichs-Ganze, er hat auch seine kleine Pflicht eingegliedert ins Welt-Ganze. Er ist nun wieder „Partikularist", das heißt aber hier: bewußter Freund seiner besonderen Heimat, und ist doch zugleich vortrefflicher Reichsbürger; er ist nun guter Deutscher und ist doch zugleich unbefangener Beurteiler der Eigenart anderer Völker, wenn man also will: „Weltbürger".

Diese reife Heimatliebe, dieses reife Stammesbewußtsein ist es allein, das wir in den Tagen eines großen Weltverkehrs brauchen können und das nie untergehen kann!

Und auf diese reife Liebe zu deutschem Land und Volk darf und kann sich allein eine moderne Heimatkunst aufbauen. —

Und da drängt es mich nun, darauf hinzuweisen, wie reich und schön und immer neuartig unser deutsches Land, unsere deutsche Geschichte, unsere Sagen, Märchen, Gebräuche und folglich auch unsere dichterischen Stoffe

ſind weitum im Reiche und über ſeine zu engen Grenzen hinaus.

Zu meinen Lieblingsſtücken gehört — merkwürdig genug, wird mancher ſagen — ein knorrig-derbes Zwiſchenſpiel des alten Lope de Vega: „Der Kerker von Sevilla“. Was iſt es denn eigentlich, das dieſen Lope und das auch Shakeſpeare ſo ewig jung erhält? Es ſind nicht die dichteriſchen Gedanken an und für ſich: es iſt die landſchaftliche Friſche, es iſt das viele Licht, Luft, Liebe, Leben, das dieſe lebensvollen Dichter einer geſunden Zeit durchflutet und umſtrahlt.[1]) Und alle Volkspoeſie im beſten Sinne des Wortes iſt eben dadurch ſo ſehr erfriſchend und kann eben darum in jeder Litteratur-Erneuerung ſo ſehr als immer neue Anregung dienen, weil dieſe Dichter, von Homer bis zum Nibelungenliede, mit der Landſchaft in Berührung ſtehen.

---

[1]) Hier liegt der Schwerpunkt. Es iſt, wie ſo oft, eine Verwechslung der bloßen Stammeskunſt mit der weitdeutſchen Heimatkunſt und Nationaldichtung — (denn nicht nur Haus und Städtchen: ganz Deutſchland iſt unſere Heimat und vom deutſchen Geiſte aus die ganze Welt!) — wenn der vielfach verſtändige S. Lublinski im „Kunſtwart“ (Febr. 1900) im Hinblick auf die Heimatkunſt meint: „Man muß ſich eben, um dem allgemeinen Wirrwarr zu entgehen, in einen geſicherten Kreis (?) zurückziehen. Aber eine freiwillige Verengung des geiſtigen Horizontes (!) liegt darin doch, und nicht jeder iſt ein Gottfried Keller.“ Mich dünkt, wir begeben uns gerade aus dem „geſicherten Kreis“ der Methoden, des Berliner Partikularismus, der Modeprobleme, der techniſchen Manieren u. ſ. w. heraus und ziehen dem „l'art pour l'art“ das ewig neue Leben vor, draußen im Volkstum und in unſerer freien und weiten Perſönlichkeit. — Noch unüberlegter iſt S. Lublinskis Behauptung im „Litterar. Echo“ (1. März), die ſich nur auf das Huchſche Buch „Mehr Goethe“ gründet, die Heimatkunſt ſei „eine Reaktion im ſchlimmſten Sinne des Wortes.“ Er wird einſehen, daß die weit und tief erfaßte Heimatkunſt in jeder Beziehung eine Erweiterung bedeutet.

Ihre Worte hallen ganz anders, es iſt eine ganz andere Fernſicht in ihren Sätzen, es geht ein anderer Atemzug durch ihre Werke — ſelbſt wenn ſie juſt ganz genau denſelben Stoff behandelten, den ein gebückter, tüftelnder, verdroſſener großſtädtiſcher Poet formt.

Und wo iſt dieſer Atem der Landſchaft in unſerer heutigen Litteratur? Iſt etwas von Schleſiens Landſchaftszauber, wenn der Juniwind über Kornfelder geht, etwas vom ſcharfen Kammwind des Rieſengebirges in Meiſter Gerhart Hauptmanns ſorgſamen Stubenproblemen? Strömt Max Halbe oſtpreußiſche Kraft aus ſeinen feinen Milieu-Studien? Oder haben ſie nicht vielmehr beide dieſes „Milieu" — Milieu: ſchon das bezeichnende Fremdwort! — nach Zola kunſtvoll und bewußt ſtudiert? Denn auch Zolas „Mutter Erde" trieft ja ordentlich von Landgeruch — iſt es darum aber friſche und erfriſchende Heimatkunſt eines hell um ſich ſchauenden, warmherzigen und willensſtarken, eines ſeelengeſunden und körperfriſchen Mannes? — Nein. Dieſer ſtudierten Kunſt fehlt das, was gerade Lope de Vega — darum nannt' ich vorhin ſeinen kleinen Scherz — ſo hervorragend auszeichnet: Urſprünglichkeit!

Und wie reich und ſtark ſind die Stimmungen unſerer Gaue! Ernſt Wachler hat einmal in ſeinem viel zu wenig beachteten Buche „Die Läuterung deutſcher Dichtung im Volksgeiſte" (Oppeln, Georg Maske) darauf hingewieſen, wie auf Schritt und Tritt im neuen, dichteriſch ſo ganz und gar nicht ausgenutzten, ſo ganz und gar nicht beachteten Reiche Stoffe wie Waldbäume und Feldblumen wild wachſen. „Ein heiteres, humorvolles Getriebe darzuſtellen, wie es z. B. der Münchhauſenſtoff bietet, ſcheint uns die Aufgabe des landſchaftlichen Dramas. Wir dürfen unſer Ideal einer Komödie nicht nach dem franzöſiſchen Luſtſpiel zuſchneiden. Das Groteske und Burleske gehört durchaus in unſer Volks-

ſtück. Es muß in eine landſchaftliche Stimmung getauft ſein, wie Wagners „Siegfried“, deſſen zweiter Aufzug die tiefe deutſche Freude an der Natur, das innige Leben und Weben in ihr ſo wundervoll darſtellt. Von der Situation, vom Boden, von der Beſchaffenheit der Gegend, des Volksſchlags muß die Dichtung ausgehen, ſtatt von einer ausgetüftelten Frageſtellung. Sie muß das provinzielle Leben ausſchöpfen und anſchaulich geſtalten. Wie ſchlagend und ſpaßhaft könnte ſie dadurch wirken! Welche Menge von Figuren ſtände ihr zu Gebote! Wo ſind die Stücke, in denen die Patrizier von Nürnberg und Lübeck ſpazieren? Wo wird auf der Bühne das bunte und großartige Leben der Hanſaſtadt Hamburg mit all ihren Matroſen, Schiffern und Kaufherren, mit der Hafenbevölkerung St. Paulis, dem Bootgewimmel auf der Alſter, den Villen und Parks am Elbufer bis Blankeneſe lebendig? Ich denke mir Dramen, die in Oſtfriesland ſpielen, die das fröhliche, rheiniſche Treiben in der Fülle ſeiner Farben vor Augen ſtellen, und ſolche, die den Gegenſatz von Welfen und Preußen in Hannover in deutſchem Geiſte behandeln. Wie unendlich viel bieten die hiſtoriſchen Stätten am Rhein, von St. Goar und Bingen an bis hinauf zum Neckar und den Ruinen des Heidelberger Schloſſes! Iſt das heſſiſch-thüringiſche Bauernleben ſo arm? Iſt der Reichtum der ſchleſiſchen und mähriſchen Figuren, der Holzflößer auf der Oder, der katholiſchen Prieſter, der reichen Edelleute auf ihren Herrenſitzen erſchöpft? Wer geſtaltete das lebhafte Getümmel auf der Kieler, der Flensburger Föhrde? Wo ſind unſere Fiſcher an der Oſtſee? Unſere Pommern und Niederſachſen, die wetterharten Angeln, die Dithmarſchen an der Nordſee? Wo unſere ſonngebräunten Teerjacken auf den Kriegsſchiffen der deutſchen Marine? Das deutſche Schauſpiel kennt ſie

nicht. Und ich wiederhole: kann man dann von einem Nationaltheater reden?“[1])

Dieſe friſchen Forderungen eines Landſchaftsdramas, Forderungen, die ſich auch in Bezug auf unſeren Theaterbau, auf Szenenwechſel, auf Bedeutung unſerer Schauſpielhäuſer für Kultur und Volksleben, vortrefflich ausbauen ließen, Forderungen, deren weſentlicher Inhalt auch für Lyrik und Roman gelten — mögen einſeitig ſein. Aber iſt etwa euer dumpfer Naturalismus nicht einſeitig? Iſt die großſtädtiſche Problem-Tüftelei nicht einſeitig? Sind die Witzjagden der Blumenthal-Kadelburg nicht einſeitig? Und unſere Einſeitigkeit iſt gleichbedeutend mit Aufatmen und mit Friſche des Gemütes, der Sinne, der Seele! Die Landluft der Dorfgeſchichte möchten wir hineintragen in die große Kunſt: in die verwickelteren und reicheren

---

[1]) Wachler macht in jener Schrift, als auf volksgemäße Stoffe, auf drei Gebiete aufmerkſam: „Aus drei Gebieten zieht das deutſche Volkstum der Gegenwart ſeine Kraft: drei offene Gebiete für eine volkstümliche Dramatik. Das erſte ſind die vaterländiſchen Sagen und Märchen; das zweite iſt die vaterländiſche Geſchichte, ſoweit ſie lebendig und gemeindeutſche Geſchichte iſt; das dritte iſt das althergebrachte Thun und Treiben des Volkes in Dorf und Stadt, in Wald und Feld, im Hochgebirg und an der Küſte.“ Und ſchließt ſehr richtig: „Drei Eigenſchaften darf ich von unſerer Dramatik fordern: ſie hat national zu ſein, oder ſie verdient den Namen deutſch d. h. volkstümlich nicht; groß: ſie behandle Deutſchlands würdige Begebenheiten und nicht die Erbärmlichkeit eines engen Daſeins, nicht die unwichtigen Leiden von Durchſchnittsmenſchen, wie es die Naturaliſten in ihren ſchaal-kleinbürgerlichen Stücken faſt ausſchließlich thun; endlich modern! ſie geſtalte die Wirklichkeit mit Friſche und altertümle nicht!“ Mit dem „groß“ iſt ſelbſtverſtändlich nicht etwa nur die Staatsaktion verſtanden: dieſes groß iſt ſoviel wie bedeutſam, weitſichtig und weitherzig, wertvoll für die Geſamtheit aller Stände, ſoweit man in deutſcher Sprache zu Menſchenherzen ſpricht.

Formen des Luſtſpiels, der epiſchen Dichtung, des Trauerſpiels!

Ich meine alſo durchaus nicht, daß dieſe Stoffe lediglich als beliebiger Hintergrund und geſchickte Unterlage für irgend welche verdrießliche oder verwickelte Geſchichten „benutzt“ werden ſollten. Dergleichen Geſchichten, Romane, Dramen haben wir genug!

Nein, nein, wir müſſen endlich wieder wiſſen, was behaglich-ſtarke Freude und was wahrhaft männlicher Ernſt iſt! Die Luſtſpiele von heute ſind witzelnd und ſpäßelnd, die Dramen und Trauerſpiele ſind traurig und kläglich; das Luſtſpiel Lopes und Shakeſpeares aber iſt fröhlich und ſcherzend, weil jener Dichter Herz und ſittlicher Wille geſund iſt, und das Trauerſpiel aller Großen iſt heiligernſt, iſt erhaben in ſeiner letzten Wirkung, weil der großen Dichter Weltanſchauung ſtark nnd tief iſt.

Uud ſo liegt es nicht am Reichtum deutſcher Landſchaft allein: es kommt auch darauf an, nach aller Decadence, daß wir Seele und Sinne dafür haben, dieſen Reichtum in Regenſturm und Sonnenſchein zu ſchauen, mitzuleben. Wir werden dann gleichzeitig Seele und Sinne haben für den Reichtum eines vollen und ſtarken Menſchenlebens mit all ſeiner Zartheit und Wildheit, ſeinen Schwächen und ſeinem Trutz, mit all ſeinen Leidenſchaften. Die Pſychologie der Großſtädter iſt kümmerlich und einſeitig: ihre Modelle ſind zu kläglich! Oder ſtehen ſie ſich ſelber Modell und ſind ſie ſelber — keine Helden? Es kommt, kurz geſagt, nicht nur auf die Landſchaft an, es kommt ebenſo reichlich in Betracht, wer von dieſer Landſchaft ſich anregen, ſich erziehen läßt. Es iſt auch hier wieder in letzter Linie die dichteriſche Perſönlichkeit, ohne die wir machtlos ſind, und wenn wir zu Dutzenden erfriſchende Stoffgebiete aus unſeren Wäldern und Burgen, Märchen und Sagen und

Gebräuchen zusammensuchten: — erst die heiter-überlegene Kraft der Behandlung giebt den Ausschlag.

Aber die Landschaft ist da, in all ihrer Farbe und Gesundheit, mit ihren Wurzeln, Pflanzen, Bergformen und Dörfern, mit ihrer gelassenen Ruhe: lassen wir uns von ihr erziehen, daß wir seien wie sie, auch in unserem Schaffen: — aus der Heimaterde gen Himmel wachsend, in Sturm und Sonnenfreude! —

Und dieses Schaffen aus heimischer Art heraus, anknüpfend an Gebräuche, Sitten, Stammesart, gesättigt mit Landschaftsluft, scheint mir die fruchtbarste Art, die Vorherrschaft Berlins zu bekämpfen. Der Zauber des Zeitgeistes muß in seiner Einseitigkeit ausgeglichen werden durch den Zauber des Ortsgeistes, wenn man das Wort gestattet. Wenn ich auf einem sonnigen Felsen des Wasgaus so recht mit Behagen den Leib recke und die Seele träumen lasse, ein blühendes, atmendes, lebendes Sommerland zu Füßen; wenn du an der Kieler Föhrde, am Waldrand von Heikendorf, träumend unter breiten, stillen Buchen gehst und den stillen, steten Lauf einfahrender Kriegsschiffe schaust; wenn ihr in fröhlicher Waldfahrt in jener reizenden Schwabenecke, die wir aus Hauffs „Lichtenstein" kennen, am Uracher Wasserfall lacht und spielt und singt; wenn ihr vom Rigi oder Pilatus hinabjodelt und den wundervollen Vierwaldstätter See in immer neuen Schattierungen bewundert; wenn ihr auf der steinigen Schneekoppe die Hüte im Ostwind festhaltet oder auf den Dünen von Sylt dies gewaltige, unermüdlich heranrollende Meer betrachtet — das sind Farbenblicke und Gemütsverfassungen so bunter Art, daß man sich nur immer aufs neue wundert, daß des neuen Deutschen Reiches Dichter zusammengedrängt in Berlin sitzen und sorgenvoll nur — „Probleme lösen", als wäre dies die ganze Welt.[1])

[1]) Es ist nicht die soziale Frage, das Fühlen mit den Armen und Zurückgebliebenen, an und für sich: es ist die Thatsache, daß sich

Wenn wir Deutſchen von heute mit Bewußtſein und ohne Enge Umſchau halten im erweiterten Vaterlande, ſo wird uns freilich Technik und Art der Storm, Mörike, Riehl, Uhland, Geibel — um einige echt deutſche und liebe Poeten von Gemütskraft zu nennen — nicht ohne weiteres Vorbild ſein können. Etwas von den inneren Erlebniſſen und äußeren Erweiterungen ſeit 1870 wird man uns auch in Sprache und Ton und Technik wohl anmerken. Wir haben inzwiſchen die Heimat im engeren, ſtammestümlichen Sinne anſcheinend verloren: haben ſie aber nun, nach einigem Beſinnen, nach einigem Mithaſten im erregten Zeitgeiſt, um ſo bewußter und gereifter wieder gefunden. Die Welt ſteht uns nun erſt eigentlich wieder offen, uns Deutſchen von heute. Wir können von feſtem Boden aus wachſen und uns mannhaft bethätigen: und eben um dieſes Zieles willen fußen wir weitherzig auf unſerer Sonderart. So erſt wird ein lebendiges Reich, ein Hin- und Herfluten, ein Austauſchen. Und ſo muß denn auch in unſere neue, nach-

---

der Starke herunterziehen läßt zu Sentimentalität oder Verſtimmung, es iſt der Mangel an Nervenfriſche, Willensruhe und Gemütsüberlegenheit, was uns bei dieſer ſozialen Klage- und Anklagepoeſie ſo verſtimmt. Man vergleiche die Gemütskraft Jean Pauls oder Peſtalozzis, die ſich wahrlich auch zu den Kleinſten und Ärmſten herabließen, oder die Friſche der Volksballade, oder des Bauern Robert Burns „Trotz alledem" mit der vernüchterten, brutalen oder ſentimentaliſchen Art des Naturalismus! Es fehlt überlegene Durchſonnung, es fehlt Seelenreichtum und es fehlen geſunde Nerven. Wenn der alte Karl Frenzel in der „Nationalztg." vom 10. März das „Proletariat von heute" zu Dantes Himmel und Hölle in ſelbſtbewußten Gegenſatz bringt („der göttlichen Komödie ſtellt ſich die menſchliche entgegen!"), ſo fehlt hierbei juſt die Hauptſache: die Seele und die Idee. Wir wollen darum ehrlich ſagen: der Seele ſtellt ſich der Magen entgegen und den friſchen Sinnen die ſchlechten Nerven!

ſiebziger, die herrſchende großſtädtiſche Kunſt abſchüttelnde Heimatkunſt ein großer Blick, ein ſtarker Zug, ein weiter Hauch kommen, ſoll ſie als wahrhaft moderne Heimatkunſt anregend mit eintreten in den Gang der Zeit!

Wo ſind die nationalen Berliner?

Weitere Bundesgenoſſen im Kampfe gegen die Vorherrſchaft Berlins müſſen die nationalen und dabei doch künſtleriſchen Berliner ſelber ſein!

Es gehört bekanntlich zu den Eigentümlichkeiten manches rechtſchaffenen Bayern, Schwaben, Elſäſſers, Hannoveraners oder Schleswig-Holſteiners, — auf „die Preußen“ im allgemeinen und auf „die Berliner“ insbeſondere zu ſchimpfen.

Der ätzende alte Berliner Volksgeiſt mit ſeiner kritiſch-ſatiriſchen Veranlagung hat ja nun in der That ſeine zwei Seiten. Und andererſeits iſt die Vorherrſchaft des rührigen, unheimlich raſch in die Breite gewachſenen neuen Berlins offenkundig; es ſammeln ſich hier, ſeit Berlin Weltſtadt geworden, eine Menge Intereſſen und eine Menge minderwertigen Menſchentums, das im Trüben zu fiſchen ſucht. Aber iſt mit dem Loſungsruf: „Decentraliſation!“, d. h. Entberlinerung des Zeitgeiſtes, der Inhalt unſerer Sorgen erſchöpft? Können die Stämme des Reiches Berlin jemals überflüſſig machen oder auch nur Berlin überflügeln, Berlin aus dem Felde ſchlagen? — Nein! Es kann ſich bei alle dem nicht um Kampf ſchlechthin handeln: es handelt ſich weſentlich um Ergänzung.

Ich habe in der letzten Plauderei kurz angedeutet, welches ſchließlich die beſte Art wäre, Berlin zu bekämpfen: ſelber ſchaffen! Und ich möchte mich nun an eine weitere Gruppe deutſcher Landsleute wenden, nicht ſchlechterer Art als die Stämme im Reiche, ebenſo berufen wie die Land-

ſchaften, mitzuarbeiten am Geiſt der Zeit und an Erneuerung der Volksſeele. An die warmherzigen, ungebrochenen Männer und Frauen, die in Berlin ſelbſt ihren Wohnort nahmen oder nehmen mußten.

Der Berliner Beamte, der Offizier, der Kaufmann, der fortwährend von einer Erneuerung deutſcher Kunſt und Art aus dem Geiſt der einzelnen Landſchaften heraus reden hört, mag mit einigem Unbehagen ſich ſelber hierbei zur Unthätigkeit verdammt ſehen. Er ſitzt ſeit Jahrzehnten wohleingebürgert, ſeinem Berufe treu, in Berlin oder ſonſt einer größeren Stadt. Wo iſt ſeine Heimat, ſeine Landſchaft? Gewiß hat er und haben die Meiſten allerlei Jugenderinnerungen an Licht und Luft eines kleineren Ortes und Gaues; aber das iſt ihnen fern geworden. Und andere gar ſind als Kinder eines eingewanderten Hannoveraners oder Schleſiers oder Rheinländers bereits in Berlin geboren und groß geworden, ſind aber ſamt ihrem ganzen Hauſe auch in Berlin treffliche Herzen und friſche Köpfe geblieben, gute Deutſche auch im tieferen Sinne des viel mißbrauchten und verflachten Wortes. Sollen ſie darum nun zur Unthätigkeit verdammt ſein, wenn es ſich um Auffriſchung des decadenten Litteraturgeiſtes durch Landluft und Hochlandsgeiſt handelt, wenn es ſich handelt um eine Läuterung der Dichtung im deutſchen Volksgeiſte?

Im Gegenteil! Auf dieſe gebildeten und durch manche Erfahrung vor den Gefahren des feſtſitzenden Heimat-Menſchen bewahrten Männer und Frauen allgemein deutſcher Art müſſen wir ebenſo hoffen wie auf das Stammesbewußtſein der Seßhaften. Ich fragte daher in der Überſchrift: wo ſind in dieſer Bewegung eines friſcheren Geiſtes die nationalen Berliner? Und ich faſſe ſtillſchweigend die nationalen Großſtädter und Städter überhaupt in die folgende Betrachtung mit ein.

Es ist gar kein Zweifel, daß unsere größeren liberalen Blätter Berlins („Berliner Tageblatt", „Börsen-Courier" u. s. w.) für Kunst und Litteratur sehr viel Raum und Interesse haben. Und es ist gar kein Zweifel, daß unser viel genanntes und viel gescholtenes „Börsenviertel" den größten Prozentsatz zu den Erstaufführungen Berliner Theater stellt. Presse, Premièrenpublikum, Theaterdirektoren — sie gehören in ihrer überwiegenden Mehrheit, ja fast ausschließlich denselben Kreisen mit wesentlich denselben Anschauungen an, sowohl in politischer als auch künstlerischer und, wenn man will, „religiöser" Hinsicht. Poesie ist keine Parteisache; aber die Weltanschauung spiegelt sich auch in der Poesie wieder. Es ist ein nervöser Liberalismus, der in unserer heutigen Poesie den Grundton giebt, sogar ein Materialismus. In Berlin zumal herrscht der Liberalismus jeder Art, offen für jede pikante und interessante Neuerung, hier gelassen-naturalistisch, dort liberal-bürgerlich, dort pikant-modern — die gesamten Theater und die Mehrheit der Presse schwimmen in diesem Geist des Fortschritts, der nur vom leblosen Konservatismus der finanziell gleichfalls liberalisierenden Hofbühne unterbrochen wird. Wie Berlin politisch liberal und demokratisch ist, so ist es auch künstlerisch-litterarisch dem Zeitgeist weit geöffnet, das hängt handgreiflich mit einander zusammen; für jeden „Neutöner" ist man hier empfänglich, jede drollige und krankhafte Sonderart notieren Redakteur und Reporter regsam, für jeden närrischen Ismus ist man unparteiischer Kritiker — und nur gegen „intolerante" Charakterköpfe macht man einstimmig Front oder schweigt sie tot. Ein litterarischer, weitdeutscher Bismarck würde vermutlich im partikularistischen Durchschnitts-Berlin nicht mehr Freunde finden als der gehaßte politische Bismarck.

Nun, wie dem auch sei, lassen auch wir diese geistig

wenigſtens regſamen Gruppen ſich bethätigen und ausleben, wie ſie ihre Natur drängt. Eine andere Frage iſt aber dieſe: ſind die nationalen, aus dem Reich zuſammengeſtrömten Beſtandteile der Berliner Bevölkerung in Preſſe, Litteratur, Theater genügend vertreten? Beſitzen ſie zum Beiſpiel ein Theater, das ihnen etwas zu ſagen hat, das ihrem Geiſte eine ganz beſondere, der deutſchen Volksſeele — nicht bloß dem Berliner Publikum — entſprechende Kunſt bietet? Haben Sie die Organe, Zeitung, Zeitſchrift, Vorträge, Einfluß mit einem Wort, den eine jung-moderne und doch weitherzig-deutſche „Heimatkunſt" im Reich und in Berlin beanſpruchen kann?

Ich weiß, daß einige vortreffliche Männer und Idealiſten älterer Generation kleine Gemeinden um ſich ſammelten, daß überhaupt über Berlin hin manche ſtille Inſel zu finden iſt, die von den Moderichtungen nicht blindlings unterjocht wurde, ohne ſich gleichwohl den Anregungen des Tages zu verſchließen. Aber dieſe „Stillen im Lande", dieſe älteren Idealiſten, ſind auf die jüngeren Kämpfer, die in der Front ſtehen, auf unſere Altersgenoſſen, ohne Einfluß. Ich meine daher, es muß Belial mit Beelzebub vertrieben, das heißt: der „Feind" mit ſeinen eigenen Waffen bekämpft werden. Jüngere deutſche Künſtler und Dichter, mit dem ganzen Arſenal moderner Bildung ausgerüſtet, müßten den herrſchenden Naturaliſten oder Luſtſpiel-Fabrikanten mindeſtens gleichberechtigt an die Seite treten. Sie müſſen verlangen und durchſetzen, daß ſie ebenſo zu Wort kommen, in Preſſe und Theater! Und geht das nicht in den jetzt führenden und ſich ablehnend verhaltenden Theatern, ſo wären wohl noch Leute in Berlin zu finden, die den ſchon vorhandenen und an ſich ja berechtigten, weil die Anſchauungen beſtimmter Gruppen vertretenden Theatern ihr eigenes Theater an die Seite ſetzten.

Hier erſchrickt freilich mancher und wittert Partei-Zerſplitterung. Es wird vielleicht an des Wieners Müller-Guttenbrunn „Kaiſer-Jubiläums-Theater" erinnert.[1]) Man ſagt, wenn ich recht berichtet bin, dieſem Theater antiſemitiſche Neigungen nach, ſicherlich mit Übertreibung. Dergleichen Geſichtspunkte und Tendenzen überhaupt müßten natürlich ausgeſchieden werden. Aber iſt es, davon abgeſehen, wirklich ſo unberechtigt oder ſo fernliegend, wenn wir für die zahlreichen unparteiiſchen, allgemeinnationalen Gruppen, etwa ſo vieler Offiziere oder Beamter, etwa mancher kirchlich-evangeliſchen Kreiſe, die z. B. kürzlich für das Guſtav-Adolfs-Feſtſpiel ſo viel Anteilnahme bekundeten, wenn wir für die zahlreichen Familien jener Gebildeten, denen Stil und Spielplan des mit Recht an der Spitze ſtehenden „Deutſchen Theaters" ſo wenig genügt wie die nichtigen Neuheiten des „Königlichen Schauſpielhauſes"[2]) — oder wenn wir, um noch ſchärfere Partei-

[1]) Ob der achtbare Müller-Guttenbrunn mit ſeinen anti-ausländiſchen Grundſätzen ſtofflicher Art auch den Blick für bedeutend oder unbedeutend, den esprit de discernement (Labruyère), das Unterſcheidungsvermögen, verbindet, wage ich nicht zu entſcheiden. Man kann gut deutſch — und herzlich unbedeutend oder kleinbürgerlich ſein. Auch Iffland war deutſch.

[2]) Am 11. Juni 1898 ſprach der deutſche Kaiſer Wilhelm II. zu den verſammelten Mitgliedern der Königlichen Bühnen zu Berlin ideale Worte: „. . . Das Königliche Theater iſt vor allen Dingen berufen, den Idealismus in unſerem Volke zu pflegen, an welchem es, Gott ſei Dank, noch ſo reich iſt und deſſen warme Wellen noch in ſeinem Herzen reichlich quellen. Ich bitte Sie, daß Sie mir fernerhin beiſtehen, jeder in ſeiner Weiſe und an ſeiner Stelle, im feſten Gottvertrauen dem Geiſte des Idealismus zu dienen und den Kampf gegen den Materialismus und das undeutſche Weſen fortzuführen, dem leider ſchon manche deutſche Bühne verfallen iſt." — Selten klaffte zwiſchen idealer Forderung und betrübender Wirklichkeit ein ſo erſchreckender Gegen-

Gruppen zu nennen, für national heißblütigere Männer und Frauen wie für die Leser der nationalen Zeitungen jeder Richtung, selbst für Gruppen wie den Alldeutschen Verband, die nationale Studenten- und Turnerschaft u. s. w., ein nationales Theater und einen strafferen Litteraturgeist verlangen? Man fordert ja so lang schon und so oft schon, von allen Seiten her, deutsche Nationaltheater, statt unserer zielloſen Privat-Theater mit ihren bunten Stilarten und ihrer Jagd nach Kassenstücken, wie wär's, wenn sich zunächst im zusammengedrängten Menschenhaufen Berlin

satz wie in diesem Falle. An dieser Königlichen Bühne, die gewissermaßen vom Kaiser aus zum Volke spricht, haben sich die ausgedientesten Routiniers geradezu eingenistet: L'Arronge, Lubliner, Lindau, Blumenthal, Kadelburg, Schönthan, Faber, Fulda sind Hausdichter der Kaiserlichen Schauspielhäuser zu Berlin geworden. In demselben Jahre 1898 stand als meist aufgeführter Autor obenan Blumenthal mit seinem faden „Auf der Sonnenseite" (42 Abende); sodann L'Arronge mit seiner sentimentalen „Mutter Thiele." Man vergleiche damit die Zahl der klassischen Aufführungen: am meisten aufgeführt wurde „Wilhelm Tell" — nämlich 7 mal! — Hand in Hand damit ging die Anstellung des Grobkomikers Thomas, die vorwiegende Beschäftigung des (vortrefflichen) Humoristen Vollmer, die Vernachlässigung von Talenten wie Matkowski, Pohl, Kraußneck u. s. w., die Durchpeitschung der „Fledermaus" (im Neuen Königlichen Operntheater) durch unzählige Abende: — kurz, es traten in geradezu unvornehmer Weise finanzielle Gesichtspunkte in den Vordergrund. Es konnte den Abonnenten der Königlichen Bühne widerfahren, daß sie auf ihren Abend elfmal die „Sonnenseite" Blumenthals, oder die „Lustspielfirma" der Vorstadtdichter Walther-Stein siebenmal vorgesetzt erhielten (siehe „Kunstwart" Heft 9, 1898, Beilage). Ob den musikalischen Grafen Hochberg als Intendanten oder den liebenswürdig-gewandten Oberregisseur Grube in diesem verwickelten Verwaltungsapparat für solchen Tiefstand die Schuld trifft, soll nicht untersucht werden; man vermutet von der Kassenverwaltung aus Einfluß auf die künstlerische Leitung, die aller Einheitlichkeit und alles Charakters entbehrt, und man spricht von einer „Ära Pierson."

die hier wohnenden nationalen Elemente, ohne politiſche oder konfeſſionelle Partei, zu einem vorläufig kleinen Anfang zu ſammeln ſuchten?

Der Geiſt der vorhandenen Theater genügt nicht dem Begriffe „volksgemäße deutſche Dichtung“ oder „edle Kunſt“. Unbefangene Beobachter können weder Leſſingtheater noch Reſidenz-Theater, weder das zierliche Neue Theater noch Paul Lindaus Berliner Theater und leider auch nicht die hierzu berufene Königliche Bühne, was den Geiſt des Spielplans betrifft, als ein charaktervoll künſtleriſches und doch bedeutſam deutſch-modernes Theater, im Sinne etwa unſeres letzten Aufſatzes „Vom Reichtum deutſcher Landſchaft“, gelten laſſen. Daß es ſich bei unſerer Forderung nicht um ein patriotiſches Hurra-Theater guter Menſchen, aber ſchlechter Muſikanten handeln kann, dürfte auch dem Übelwollenden klar ſein. Doch darüber im nächſten Kapitel!

Und dieſe Gruppe nationaler Berliner aller Richtungen müßte auch in Preſſe und Zeitſchriftweſen Sammelpunkte finden, wozu ja Anfänge allerdings ſchon vorhanden ſind.[1]) Über dieſen Punkt zu reden, iſt ſchwieriger. Hier miſcht ſich leicht Politik ein; und das Einzelgetriebe der Politik geht uns im Reiche der Kunſt nichts an; hier handelt es ſich um Auffriſchung des *geſamten* Volkes und des geſamten Zeitgeiſtes mit den edlen Mitteln der Poeſie. Und wo ein Wille iſt, da iſt auch ein Weg. Dabei wäre Aus-

[1]) Ich nenne den verſtändnisfeinen „Kunſtwart“ (Avenarius); die politiſch und volkswirtſchaftlich wie künſtleriſch modern-deutſche „Deutſche Zeitſchrift“ (Wachler); auch der „Türmer“ (Grotthuß) will gegenüber der Entartung Gemüt und Geiſt pflegen; das reichhaltige „Litterariſche Echo“ (Ettlinger) iſt unbefangen; der Herausgeber der „Geſellſchaft“ (Jacobowski) beweiſt Verſtändnis für die notwendige Annäherung von Kunſt und Volk. Tageszeitungen und ihre Beilagen zu nennen, iſt nicht ratſam; hier ſpricht immer auch der politiſche Standpunkt ein wenig mit.

einanderſetzung mit allen Erſcheinungen des jetzigen künſtleriſch-litterariſchen Lebens und Benutzung aller modernen Mittel dringend erforderlich. Unſere konſervativen Zeitſchriften und Zeitungen kranken vielfach an einer gewiſſen Gemächlichkeit oder gar Rückſtändigkeit auf dieſem Gebiete: ſie ſind vielfach zu „vornehm“, jeden „modernen Unſinn“ zu buchen oder auch nur abzuwehren. Beſonders dem katholiſchen Deutſchland hat man bekanntlich dieſen Vorwurf nicht mit Unrecht machen müſſen.[1]) Nicht vornehm danebenſitzen, ſondern vornehm mitarbeiten, ſo ſchwer es oft ſein mag, das wäre die rechte Ergänzung zum jetzigen Zeitgeiſt!

Auch haben wir da mit einem ganz beſonderen Hemmnis zu rechnen. In nationalen Kreiſen iſt zumeiſt der Sinn für eine ſchneidige Politik ſo ſtark entwickelt, daß die ruhigere und reife Seelenverfaſſung für Kunſt und Poeſie gern als eine Rückſtändigkeit aus der Zeit des verträumten, des unpolitiſchen, des lyriſchen und muſikaliſchen Deutſchlands empfunden und belächelt, ja — wie Beiſpiele beweiſen — öffentlich bekämpft wird. Das halte ich für einen verhängnisvollen Temperamentsfehler! Man ſollte eins thun und das andere nicht laſſen. Der Sinn für große Politik thut uns Deutſchen gewiß not: aber ein geſunder Sinn für eine ſtarke und charaktervolle Haltung Deutſchlands ſchließt einen geſunden Sinn für ſtarke und innige, für erhabene und milde Poeſie eines vollen Mannes und Sängers

[1]) Vgl. Veremundus (Karl Muth), „Steht die katholiſche Belletriſtik auf der Höhe der Zeit?“ Mainz, Föſſer. Und „Die litterariſchen Aufgaben der deutſchen Katholiken.“ Von Karl Muth (Veremundus). Ebendort. — Möchten ſich doch die reichen Gemütskräfte des katholiſchen Deutſchlands immer unbefangener von den Nachwirkungen des Kulturkampfes und vom Partei-Partikularismus zu löſen trachten! Vgl. auch Ernſt Gyſtrow, „Der Katholizismus und die moderne Dichtung“. Minden i. W., J. C. C. Bruns Verlag.

wahrlich *nicht* aus, das beweiſt ein Blick auf die Blütezeiten aller Litteraturen, von Perikles bis zu den Hohenſtaufen, Philipp II., Ludwig XIV. oder Eliſabeth von England! So wenig wir mit unſerer Betonung des Stammesbewußtſeins den vorbismarckiſchen Partikularismus wieder aufpäppeln wollen, ſo wenig ſoll das „gemütliche“ Kleinſtädtertum von anno dazumal als „echt deutſche“ Poeſie, als „echt deutſches“ Gemüt den Neu-Deutſchen von 1900 aufs neue brühwarm ans Herz gelegt werden. Wir wollen *wachſen in jeder* Beziehung, in politiſchem *und* künſtleriſchem Verſtändnis! Ja, wir wollen auch wachſen in unſerem religiöſen und in unſerem philoſophiſchen Weltblick: und es iſt ebenſo verkehrt, wenn ein politiſch allzu ſehr voreingenommener Kopf nun entſcheiden wollte, „die“ Philoſophie oder „die“ Religion ſeien überwunden, weil „wir“ eben „politiſche Aufgaben“ hätten. Sind wir ſo ſchwächlich, daß wir nicht in *beiden*, in *allem* wachſen können? Für die kernigen Buren und den Ausbau einer freilich notwendigen Flotte haben nationale Berliner ein löbliches Stück Herzenswärme, Schneidigkeit und Geld übrig: die Sorge aber um Dichtung und Theater, in denen ſie ihre Frauen und Kinder Anregungen oder Schädigungen für Herz und Phantaſie holen laſſen — ſie ſelber gehen lieber nach anderen Erholungsſtätten — überlaſſen ſie gedankenlos jedem beliebigen Privatmann. Und ſo kommt es, daß ſich unſere friſcheren und edleren deutſchen Eigenſchaften und unſere deutſchen Stammesarten in unſerem Schrifttum und zumal in unſeren Theatern ſo gut wie gar nicht widerſpiegeln, während flache oder unreinliche Zeitideen und franzöſiſch-naturaliſtiſcher Kunſtverſtand das Feld beherrſchen. Es ſteht euch in dieſer Beziehung nicht gut an, gegen Berlin und deſſen Liberalismus oder Demokratie zu kämpfen oder zu ſchelten: ihr ſolltet euch an der *Rührigkeit* der liberalen und demokratiſchen

Presse und ihres entsprechenden Publikums in Kunst-Sachen ein Beispiel nehmen!

* * *

Über den Rationalismus im Berliner Geist, über slavische Rassenmischung, über Einflüsse des Berliner Judentums, über die Wirkungen des Café-Litteratentums auf unsere Dichtung, über preußische Bureaukratie u. dgl. ist schon manch scharfes Wort gefallen. Auf diese ganze Seite der Frage will ich in meinen knappen Anregungen gar nicht eingehen. Das wird leicht unfruchtbare Theorie; thut nur weh und fördert nicht. Was wir als Freunde eines neuen Lebens und eines starken Menschentums auch in Kunst und Litteratur fordern wollen und hoffen müssen, ist dies: Thatkraft der nationalen Berliner und Thatkraft der Stämme des Reiches!

Zwischen Demokratie und Hurrapatriotismus.

Ein nationaler und doch moderner, weitblickender, unabhängiger Dichter hat heut einen schweren Stand. Der Begriff „nationale Kultur", wie ihn Nietzsche und Wagner verfochten haben, gleichviel wie ihre Anschauungen im einzelnen waren, ist im Deutschland von 1900 in Schule, Erziehung, Litteratur und Politik noch so unfertig, daß ein gehörig Stück Vorarbeit nötig sein wird, ehe ein unabhängig-nationaler Dichter für die Gesamtheit aufblühen kann, ohne Partei und Partikularismus, alle erhebend und erbauend. Wagner hat das für die Musik nach einer Seite hin gelöst. Und es ist Zeit, daß wir feststellen, was wir auch in der Litteratur unter „national" verstanden haben möchten. Wir verstehen darunter solche Kunst und Dichtung, die bei allem scharf persönlichen Künstlertum doch dem

Geist unseres Volkstums entspricht und dem Herzens-Verständnis der gebildeten Gesamtheit nicht entrückt ist.

Unter den ersten litterarischen Umstürzlern des jüngsten Deutschlands, vor etwa fünfzehn Jahren (1885), war dieser weite Begriff von national und dazu einige Begeisterungskraft noch in gewissem Maße vorhanden, besonders bei dem damaligen Bleibtreu. Bleibtreu versuchte das historische Drama, das der frische und ehrliche Wildenbruch zu eng und einseitig jambisierte, auf breitere Grundlagen zu stellen. Aber schon damals spukte, neben dem „Gegensatz der Nationalitäten", den der belesene und vieldenkende Temperamentsmensch Bleibtreu als Stoff empfahl, die soziale Frage. Es war die Zeit der Bismarckschen Erlasse, der Stöckerschen Bewegung, der wachsenden Sozialdemokratie. Und als der ganz mit sozialen Problemen durchtränkte Zola nebst dem ebenso den Gesellschaftssorgen der Gegenwart anheimgegebenen Ibsen, diese nachdenksamen Künstler des Auslandes, ihre Wirkung antraten, waren Bleibtreus Anregungen wie weggeblasen: mit Hauptmanns „Vor Sonnenaufgang" zog in einem gewissenhaften Künstler und Beobachter der Naturalismus siegreich in Berlin ein. Von jetzt ab war in unserem Schrifttum das Historische wie ausgelöscht. Die Naturalisten nnd Symbolisten, die Hauptmann und Halbe, die Schnitzler und Hofmannsthal, die Dehmel, Bierbaum, Hartleben — sie haben alle nicht einen Schatten von historischem Interesse. Jede Linie und jeder Farbenfleck, jedes Problemchen der unmittelbaren Gegenwart, jede psychologische und psychiatrische Wunderlichkeit fesselt sie mehr als Volksgeist und Volksart, Landschaft, Gebräuche, Sitten, Vergangenheit ihres Volkes. Und so haben sie prächtig Zeit, ihre Kunstformen sorgsam und interessant auszuschnitzeln: diese Litteratur, die dem Willen gar nichts

mehr zu sagen hat, ist so recht ein Raritätenkabinett. Und je weniger Anforderungen an Idealismus und Willenstrotz gestellt werden, je mehr „das Interessante" der süß-müden Stimmung, des Wortes und des psychologischen Problems schlackenfrei dasteht, um so mehr „echte Kunst" oder auch „reine Kunst", oder auch „absolute Kunst" steckt in dem „feinen und sympathischen Kunstwerk". Und ist wirklich ein Interesse für einen Teil des Volkes dabei vorhanden, so ist es Anteilnahme am vierten Stand, mit dessen müder und verdrossener Sorgenstimmung auch sie erfüllt sind.

Wir sind, mit einem Wort, nicht nur „sentimentalisch": wir sind sentimental, weichlich, verkünstelt geworden, mitunter bis zum Läppischen![1]) Jede volle Poesie einer Blüte-

[1]) Man könnte zwar herausspüren, daß ich in diesen Betrachtungen zu sehr einer Volksdichtung gegenüber der Gedanken- und Kunstpoesie das Wort rede; und man könnte fragen, ob denn etwa zwischen einem Schiller-Shelley-Milton („sentimentalisch") und einem Goethe-Burns-Shakespeare („naiv") ein Vergleich angebracht sei. Ich antworte: ja wohl, sofern sie eben alle echte Dichter und volle Menschen sind. Bei Richard Dehmel aber (um einen Typus zu nennen) spüre ich für mein Teil Entartung, besonders erotischer Art. Die Weltanschauung dieser degenerierten Lyriker formuliert Tolstoj in seinem ehrlichen Ernst, wenn er von der entarteten Moslawa in seiner „Auferstehung" (Fontanesche Ausgabe, S. 244) spricht: „Ihre Weltanschauung bestand darin, daß das Haupt-Heil aller Männer, aller ohne Ausnahme, der Alten und Jungen, der Gymnasiasten und Generäle, der Gebildeten und der Ungebildeten: im Geschlechtsverkehr mit anziehenden Frauen bestehe; und daß daher alle Männer, obgleich sie sich anstellen, als wären sie mit anderen Dingen beschäftigt, im Grunde nur dies allein begehren." — Wenn Adolf Bartels („Heimat," Heft 1, und in seiner „Litteraturgeschichte") und Fritz Mauthner („Berl. Tagebl.," 22. Febr.) andeuten, der Weg zu frischerer Dichtung gehe „durch die Niederungen des pedantischen Naturalismus hindurch, nicht an ihnen vorbei, nach dem heimatlichen Hochland der Poesie" (Mauthner), so will ich, ohne diesen etwaigen Weg in Abrede zu stellen, immerhin eine

zeit ist Überschuß an Lebenskraft: hier jedoch haben wir eine blasse, zierliche, künstelnde Gruppe von Decadenten, die samt und sonders durch Unterkraft gekennzeichnet sind; die mit der Stimmung von Rekonvaleszenten ihre entsprechenden Stoffe zart anfassen und mit hohlen Wangen bis zum Krankhaften ins Kleine und Kleinste hinein ausarbeiten. So hat Hauptmann mit unheimlicher Eindringlichkeit seine „Weber" geschaut und, nach des wuchtigeren Zola Vorgang (Germinal), ein Zeitbuch dieses letzten deutschen Jahrzehnts des 19. Jahrhunderts geschaffen, falls man — wie man wohl darf — die soziale Frage als das Kennzeichnende des letzten Viertels hinstellt.

Immerhin darf man gerecht sein und unbefangen anerkennen: ja, diese Partikularisten (auch in der Malerei) haben in der That einer und zwar einer vorherrschenden Zeitrichtung ein Weilchen Ausdruck gegeben. Und mit Schelten an und für sich ist auch hier nichts gethan; es handelt sich auch hier nunmehr um das Heranholen neuer Kräfte, neuer Stoffe, neuen Geistes. Und auch in technischer Beziehung darf man unbefangen anerkennen: diese Berliner, Wiener und Münchener Litteraten haben rein künstlerisch viel (allerdings zu viel) studiert, gedacht, geprobt bis zur Narrheit. Sie haben, das ist ihr Verdienst, das Epigonentum der bequemen Nachahmer unseres Klassizismus gründlich gebrochen und der Form sehr viel Aufmerksamkeit zugewendet,

---

Gegenfrage in Erwägung geben: Gingen Dichter wie Chatterton, Ossian-Macpherson, Burns durch die Boileau-Pope-Poesie hindurch? Ging das Volkslied des späteren Mittelalters durch die Meistersinger hindurch? Ging Herder durch Gottsched, ging Bürger durch den Dichter der Messiade hindurch? (Vgl. hierzu auch den höchst unzulänglichen Aufsatz des nervösen Naturalisten Johannes Schlaf „Deutsche Individualität" im Kunstwart, 2. Februarheft, wo Dehmel und — Przybszewski (!) als Vertreter „modernsten Deutschtums" empfohlen werden!)

so daß ihre Arbeit nicht umsonst ist, wenn wir auch ihren Geist auf sich beruhen lassen und wenn wir auch zu weit andren Tönen im einzelnen werden greifen müssen. Denn im Drama großen Stils z. B. versagt Hauptmanns Umständlichkeit ganz und gar; und so drollig-zierlich die wienerischen Feinschmecker in der Lyrik sind — ich weiß nicht, ob von diesem überkünstlichen Subjektivismus eine Brücke zu einer Dichtung für die gesamte Nation führen kann. Und das ist immer der Schwerpunkt: ihr seid volksfern — Volk im Sinne der Gesamtheit (natio, populus) verstanden, nicht im Sinne des vierten Standes (plebs), auch nicht des überfeinerten, genießenden Litteratentums und Kapitalismus, und erst recht natürlich nicht jenes flachen Publikums, das den Blumenthal und Kadelburg oder der „Zaza" Geschmack abgewinnt.

Wo sitzt denn nun aber das Volk? Nun, in den Sezessionistenbühnen und dramatischen Gesellschaften gewiß nicht; das Volk sitzt überhaupt nicht hier oder dort. Ein Stück Volk steckt in uns allen; es kommt nur darauf an, daß wir der Frische, Natürlichkeit, ehrlichen Ursprünglichkeit des Empfindens, Sagens und Gestaltens nach so viel fachmännischen Einzelstudien wieder Raum gewähren. Kennzeichnend war mir kürzlich die Äußerung eines philosophischen Freundes, der vom Gustav Adolf-Festspiel kommend die Äußerung fallen ließ: „Man fühlt ordentlich sein protestantisches Bewußtsein bei dieser ja an und für sich sehr dilettantischen Vorstellung wieder aufgerüttelt und erfrischt": — aus dem warmherzig-nationalen und philosophisch-aristokratischen Sondermenschen war in diesem Falle ein Stück Volk geworden. So sprachen die griechischen Tragiker zu einem einzigen Volke; so sprachen Lope (etwa im „Kolumbus", auch in den Autos, und mittelbar und unausgesprochen überhaupt immer), Calderon und Shakespeare zu ihrem Volke, so sang Homer und so sang

der Dichter der Nibelungen. Sind ſie deshalb um ein Atom kleiner, als unſere närriſchen Subjektiviſten, aus deren Koſtümkunſt und „intereſſanten“ (das heutige Schlagwort!) Problemen der Hochmut des verrannten Spezialiſten und Partikulariſten aus allen Fugen kniſtert? Oder ſind andererſeits nur die armen Leute Volk?

Und ſo kommt unſer Gedankengang naturgemäß zu jenen Dichtern, die man gemeiniglich „national“ zu nennen pflegt und die uns doch — beinahe ein Hindernis zu wahrhaft nationaler Kunſt ſind! Ich meine — neben dem Klub der Harmloſen L'Arronge, Lubliner, Lindau, Faber, Fulda, Kadelburg, Blumenthal — ich meine neben dieſen ſieben Hofdichtern der Ära Pierſon die Partikulariſten Wildenbruch und Lauff, und was ſich ſonſt in der Richtung nur-patriotiſchen Dramas bethätigt. Wir wollen auch hier wieder unbefangen über der Sache ſtehen. Unſer Kaiſer hat das Recht, ſich in dieſer Weiſe zu erbauen. Nur verallgemeinere man das nicht! Thatſächlich iſt aber jetzt ein Zwieſpalt feſtzuſtellen. Der Kaiſer hat in der Zeit, als der Sozialismus auch in der Litteratur durchdrang und in Otto Brahms Theater einzog, ſeine Loge im „Deutſchen Theater“ gekündigt. Er hat ferner, als die Kommiſſion des Schillerpreiſes den Dichter des „Hannele“ mit Wildenbruch zugleich zu krönen empfahl, den Doppelpreis an Wildenbruch allein verliehen. Er hat ſchließlich den Epigonen und Patrioten Lauff zum Hofpoeten berufen; das einſt angenommene und aufgeführte „Hannele“ mußte raſch wieder vom Spielplan verſchwinden und — kurz, man kann dieſe Handlungen des Vertreters der Nation beinahe ſinnbildlich deuten. Dieſes Nationale und Patriotiſche hat ſich vom Sozialen und überhaupt der geſamten Linken ſamt deren künſtleriſchen Stoffen und künſtleriſcher Technik ſchroff getrennt und — verharrt nun im Epigonentum.

Thatsächlich ist die Berliner Litteratur zerspalten in die zwei Lager Wildenbruch und Hauptmann. Nicht als ob sich um Wildenbruch, besonders in den letzten kargen Jahren, eine Bewegung gruppieren könnte: aber er ist es, wie gesagt, der allein mit äußerem Erfolg das Mannhafte und das Nationale vertreten hat, während der ihn überflügelnde Hauptmann das Weiche und das Soziale vertritt; und national und sozial sind ja in den Tagen der Sozialdemokratie u. s. w. bekanntlich Gegensätze. Er ist der Dichter der frischeren Elemente, Hauptmann der gebrochenen; er ist künstlerisch um des Schwunges willen oberflächlich, dieser sorgsam und fein; er liebt laute Worte, Hauptmann leise; er liebt Soldaten und Vergangenheit, Hauptmann Menschen der Gegenwart; er liebt Typen, Hauptmann das sichtbar Charakteristische.

Und beide sind einseitig, beide durch keine bedeutende Weltanschauung beschwert, auch wenn man die weichere und verzweigtere Kunst Hauptmanns dem geraderen und einfacheren Jambenschwung Wildenbruchs weitaus überlegen erachtet, wobei freilich zu betonen ist, daß auch Hauptmann seiner Methode nach aus zweiter Hand ist: im Vergleich zu Zola, Ibsen und Maeterlinck. Beide sind einseitig. Und wir unabhängigen, modernen und doch am Geist unseres Volkstums erzogenen Dichter stehen mitten inne zwischen Demokratie und Hurrapatriotismus, zwischen Naturalismus und Nationalismus.

Das ist die große Schwierigkeit, die sich einer Verwendung der nationalen und lebensvollen Elemente Berlins und des Reiches entgegengestellt: man wird von der anderen Seite in die „Linie Wildenbruch" blindlings eingereiht, es werden sich Gegensätze verschärfen und den Dichter zu Einseitigkeit reizen.

Daher habe ich im vorigen Aufsatz von vornherein vor

Parteibildung gewarnt. Bis jetzt herrscht Hauptmanns interessanter Naturalismus und mit ihm das betreffende Publikum, das wohl in Berlin überhaupt das überwiegende bleiben wird, obwohl der Berliner im allgemeinen — unbefangener ist, als sein Ruf zu gewährleisten scheint. Es muß aber, durch Mitarbeit noch eines anderen Geistes, der moderner ist mit seinen Horizonten von Luft und Licht: es muß eine Vereinigung von Hauptmann und Wildenbruch erreicht werden.

Können diese beiden Partikularisten, können matte, aber kunstreiche Demokratie und können schwunghafter, aber Schiller nachahmender Hurrapatriotismus Frieden schließen? Ja gewiß: nur, wenn sie Frieden geschlossen haben, ist ihre Natur und ihr Name verändert: aus der Demokratie ist unabhängiger und buntfarbiger Volksgeist geworden, der alle vier Stände umfaßt, und aus dem Hurrapatriotismus ist deutscher Geist weitschauender Art geworden; und beides zusammen giebt einen künstlerisch reichen deutschen Volksgeist.

In dieser Richtung denk' ich mir eine Versöhnung zwischen Stadt und Land, zwischen Zeitgeist und historischem Geist. Nicht durch Angriff auf Berlin, sondern durch Benutzung Berlins und des Zeitgeistes müssen für das Gewebe einer einigen deutschen Kultur Fäden gefunden werden. Ist Versöhnung nicht möglich, so müssen eben künstlerische und frische Geister Berlins und nationale Kunstfreunde des Reiches sich zusammenfinden unter Führern, die uns bei dem starken nationalen Hauch der Gegenwart so gut kommen werden, wie sie der Decadence gekommen sind. Aber soll eine noch unflügge und zersplitterte Bewegung wie etwa die „Heimatkunst" Anlaß zu neuer Parteibildung werden? Nein, davon, offen gestanden, haben wir genug erlebt: laßt uns anregen, fördern, erfrischen, Thüren aufthun und Kraft und Sonne hereinlassen!

Sehen Sie, meine Herren von der Decadence, Sie ſind ja doch unſelbſtändige Talente, die uns nichts Charakteriſtiſch-Deutſches zu ſagen haben, die vielmehr von den Broſamen wirklich bedeutender und ſelbſtändiger Geiſter des Auslandes leben. In dieſen Talenten eigenen Ranges, wie Tolſtoj, Zola und Ibſen, hat ſich das Jahrhundert-Ende gekennzeichnet: ſollte nun, nach 1900, nicht Deutſchland in der Nicht-Decadence vorangehen? Solches Vorangehen in die Höhe wäre charakteriſtiſch-deutſch, darin werden wir neu ſein in ganz Europa. Alſo auf, deutſcher Idealismus!

Neuer Geiſt.

Ich bekenne offen, daß ich, obwohl „geborener Franzoſe", die Einwirkungen franzöſiſcher Litteratur auf deutſches Dichten und Schaffen grundſätzlich für ungünſtig halte. Die Vorzüge der franzöſiſchen Poeſie ſind formaliſtiſcher und geſelliger Natur, der Weſensart der franzöſiſchen Nation und des galliſchen Eſprit entſprechend; ſie iſt entweder rhetoriſch oder geiſtreich; das „Intereſſante", ſei es in Sprache, ſei es in Dialog, ſei es in Stoff und gewandter Behandlung der Fabel, iſt immer Geſichtspunkt. Ich halte überhaupt vom Wert des Franzoſentums für unſer tieferes Seelenleben nicht viel. Was hat dieſe Verſtandes- und Formen-Nation der Menſchheitsſeele Tiefes und Großes geſagt auf unſerem Wege durchs Weltall?

Es muß behauptet werden, daß die jetzige deutſche Litteratur der Jungen, die Berliner Litteratur, faſt ausſchließlich den Einflüſſen Frankreichs (Paris) unterliegt, oder daß wenigſtens der Zeitgeiſt von dort aus beeinflußt wird. Die Lyrik Verlaines z. B. ſpiegelt ſich getreu in unſeren Dehmel und Genoſſen wider; die Technik Ibſens,

dieſe raffinierte Entwickelung durch Dialog gegenüber buntem und lebendigem Bilden und Geſtalten, iſt durchaus franzöſiſch; das Formaliſtentum der Jung-Wiener iſt franzöſiſch; die Methode des Naturalismus (Milieutheorie, Analyſe, Nüchternheitston) iſt franzöſiſch: Zolas „Roman experimental“ iſt ein äſthetiſcher Ausfluß jener materialiſtiſchen Weltanſchauung, die, ſeit Lamettrie (L'homme machine) bis Littré, Comte und Taine, im nüchternen Frankreich Jünger hat und immer haben wird; der Einfluß der franzöſiſchen Nervendramatiker (Maeterlinck) auf unſere Symboliſten und der Einfluß der Boulevarddramatiker auf Sudermanns Technik und unſer Salondrama überhaupt iſt offenkundig; unſer geiſtreichelnder und inhaltloſer, aber kritiſierender und ſkeptizierender Berliner Eſſay (Harden, früher Lindau u. ſ. w.) iſt franzöſiſchen Urſprungs, vielfach via Heine importiert, der in Deutſchland dieſer unfruchtbaren Plauderer Stammvater iſt. Kurz geſagt: wenn man von der Pariſer Litteratur der letzten Jahrzehnte, den Zola, Daudet, Bourget, Maupaſſant, Verlaine, Dumas, Sardou, Maeterlinck u. ſ. w., ſagen kann, ſie ſei eine intereſſante Proſa-Blüteperiode, ſo mag man ruhig hinzuſetzen: ſie und ihr Weſen beherrſchten im letzten Viertel unſeres 19. Jahrhunderts die Berliner Litteraten-Dichtung ebenſo, wie einſt die rhetoriſche Vers-Blüteperiode der Corneille, Racine, Boileau das Gottſchediſche Deutſchland vor 150 Jahren beherrſcht hat!

Ich bin zwar kein Wagnerianer; in Wagners muſiküberſchätzenden Anſprüchen [1]) iſt viel Abſolutismus, den ich bei Beethoven oder gar Goethe nicht ſpüre, geſchweige denn in der unbefangenen Geſundheit eines Bach oder Loewe. Aber iſt es für die ſoeben behauptete Vorherr-

[1]) Wagners Geſamt-Bedeutung bleibt natürlich unbeſtritten.

ſchaft franzöſiſcher Einflüſſe nicht bezeichnend, daß Richard Wagners reiches Stimmungsdrama und Wagners neue und volkswüchſige Stoffwelt am Berliner Spezialiſtentum der Litteratur ſpurlos vorübergegangen ſind? Dafür hat das enge bürgerliche Drama, deſſen Vater der Encyklopädiſt Diderot iſt, und dafür hat die Verſtandes-Methode Zolas und Ibſens unſerer unſelbſtändigen und unfrohen Litteratur das Gepräge gegeben. Wagner hat etwas Oſſianiſches: es war aber diesmal kein Herder da, dieſe Anregungen ſiegreich in die Litteratur einzuführen. Wie einſt Boileau, ſo herrſcht heute Diderot.

Und hier iſt nun die Schwierigkeit für ſolche, die zu vermitteln ſuchen. Ich fürchte: zwiſchen herzenslebendigem, ſommerlichem Leben und der Wintererſtarrung der Formaliſten und Gehirnmenſchen (die übrigens ganz gut dabei ſentimental und nervenfein ſein können) giebt es keine Verſöhnung. Die zwei Namen Herder und Gottſched haben je und je in der Litteratur zwei grundverſchiedene Welten bedeutet; und ebenſowenig iſt zwiſchen Wagner und Ibſen (Phantaſiemenſchen und Moraliſten) zu vermitteln. Und es wäre zu überlegen, ob Herders bekannte Entfremdung von Goethe und Schiller („Iduna") nicht für uns ſelber, für uns im neuen Deutſchen Reiche, eine Entfremdung vom franzöſiſch-italiſchen Formentum und Klaſſizismus jenes großen dichteriſchen Menſchenpaares anregen müßte.[1]) Herder iſt dem Norden und iſt Deutſchland in ſeinen reichen äſthetiſchen Anſchauungen treu geblieben; die Thore waren

[1]) „Herder verharrte — und war dabei nicht einſeitig im Unrecht — bei ſeinem alten Grundſatz, daß die echte Poeſie ihre Wurzeln in der vaterländiſch-volkstümlichen Kultur habe und national bedingt ſei" (Goedeke, Grundriß zur Geſch. d. deutſch. Litt., 2. Aufl., Bd. IV). Die Bedeutung der herrlichen Griechen an ſich ficht das nicht an.

weit bei Herder wie ſpäter bei dem formloſen Phantaſiemenſchen Jean Paul; und Goethes „Fauſt“ beweiſt, daß ſich auf ſolche Äſthetik nationale und große Kunſtwerke erſten Ranges aufbauen laſſen. Herders Anregungen gingen von England aus; Schillers und Goethes Jamben ſind, fürcht' ich, die wieder erſtandenen Alexandriner Corneilles. Zwiſchen dem Jambus Shakeſpeares, Kleiſts und Hebbels einerſeits und dem Jambus Schillers, auch Goethes, iſt ein grundſätzlicher Unterſchied: dieſer Vers, der auf Pope und Boileau zurückführt, deklamiert, jener charakteriſiert. Und muß denn überhaupt, nach ſo viel Formalismus, der Jambus ſchlechthin für das höhere Drama empfohlen werden, wie einſt in den jugendfriſchen Tagen Marlowes? Wollen wir uns darauf feſtlegen, daß er allein „dem deutſchen Weſen“ immer und immer am meiſten „entſpricht“? Entſprechen z. B. Goethes reiche Versmaße im „Fauſt“ dem deutſchen Weſen *nicht*? Sollten wir nicht auch hier nach *neuen* Wirkungen ſuchen oder doch ſo lange wenigſtens zu einer ſelbſtändigen Proſa greifen, ohne freilich die Gaſſenſprache [1]) abzuſchreiben?

---

[1]) „Es gehört mit zu den *Illuſionsmitteln* der Kunſt, das Gebilde der ſchöpferiſchen Phantaſie in einen gewiſſen *Einklang mit der Wirklichkeit* zu ſetzen. Immer aber bleibt es *Mittel*, wird nie Zweck, außer auf der allerunterſten Stufe, wo z. B. Iffflandſche Schauſpiele und Photographieen entſtehen“ . . . (Hebbel, Tagebuch, 1862.) Man vergleiche dazu auch Emerſons tiefe Worte von der Unnahbarkeit der Natur, in ſeinem Eſſay „Natur,“ die geradezu wider das plumpe Zugreifen des Zolaismus und Rationalismus gerichtet ſcheinen: „. . . Welch' köſtliche Ferne, welche Geheimniſſe von unſagbarer Pracht und Lieblichkeit bietet der Sonnenuntergang! Aber wer kommt ihm nahe, wer kann ihn mit Händen greifen oder den Fuß darauf ſetzen? Immer wieder und wieder gleitet er von der runden Welt hinab. So iſt es auch zwiſchen Mann und Weib, wie zwiſchen den ſtillen Bäumen; ſtets ein Hinwarten, eine Abweſenheit, niemals Gegenwart und Befriedigung.

Ich will damit nur das ſagen: das rhetoriſche Epigonentum ebenſo wie das Epigonentum der Pariſer Nachblüte — Wildenbruch und Hauptmann, um auf zwei charakteriſtiſche Erſcheinungen wieder hinzuweiſen — iſt gleicherweiſe Partikularismus. Nicht die jetzt ſo ſtillen und einflußloſen Landſchaften ſind Partikulariſten: nein, der ſchlimmſte Partikularismus iſt die Berliner Litteratur, ſie bedeutet eine anmaßende Verengung und Verſklavung deutſchen Lebens. Welt und Leben ſind breiter und reicher als dieſe Litteratur der Formen, Linien, Farben und Methoden, die zuviel von Gehirn- und Nerven-Litteraten verfertigt werden, während die Poeſie immer und immer Leidenſchaft und Erlebnis war. Wohl zucken ſchon Lichter überall durch, wir hören wohl hohe Glocken auf fernen Hügeln der Freude klingen und ſehnen uns nach ihren Bergen: aber das volle blühende Leben liegt noch nicht auf den Schalen, die dieſe feinen Techniker und Tüftler dem — Publikum bieten, nicht dem Geſamtvolke. Wagner iſt in ſeiner Art der einzige, der verſtanden und empfunden hat, was es heißt, aus dem Geſamtvolke zu dem Geſamtvolke als Menſch, Dichter und Deutſcher bedeutend zu ſprechen.

Ob vielleicht die Schönheit nie erfaßt werden kann? Ob ſie im Menſchen und im Landſchaftsbilde gleich unzugänglich iſt? Dem Liebenden, der das erſehnte Jawort errungen hat, iſt der berückendſte Reiz des Mädchens ſchon geſchwunden. Als er ihr wie einem Stern folgte, war ſie ſein Himmel: doch da ſie ſich ihm, dem Unwürdigen, neigte, ſtieg ſie herab . . . Dem Klugen wandelt ſich Natur in ein großes Verſprechen, das langſam gelöſt ſein will. Ihr Geheimnis bleibt unenträtſelt" . . . (Eſſays III, S. 95, Halle a. S., Otto Hendel). Das iſt freilich die Sehweiſe eines abſoluten Idealiſten; es kann übrigens auch nach dem „Jawort" jener künſtleriſche Abſtand zwiſchen Menſch und Menſchin gewahrt bleiben, der eine Vorbedingung zu vornehmem und wahrem Glück iſt. „L'observation et l'analyse," die Beobachtung und Analyſe (Zola, Roman expérimental, S. 43), iſt Begehren, Zugreifen und Beſitzen — einer Hülle, nicht der Sache.

England und Amerika, unsere Stammverwandten, sind heute litterarisch arm; aus dem Lande der achtenswerten Ruskin, Emerson und Carlyle kommen uns keine unmittelbaren Anregungen; der feine Tennyson war nicht heißblütig und willensstark genug, hat auch zu viel vom beschaulichen Eklektiker in seiner Poesie; Rudyard Kipling scheint nur eine Erweiterung des Stoffgebietes zu bedeuten. Dürfen wir uns am Ende selber helfen? Sollten aus dem neuen Deutschland selber die lebensvollen Burns und Shakespeare aufblühen? . . .

* * *

Man hat, um auf einige Einzelpunkte einzugehen, bezüglich des Dramas die Frage aufgeworfen, ob unsere französische Akt-Komposition, die den Schwerpunkt auf die kluge Entwickelung durch das Gespräch legt (worin Ibsen einen Gipfelpunkt bedeutet), ob unser enger Theater-Guckkasten, der geradezu zur Verlegung der Handlung in die Stube zwingt, ob die einstweilige Unmöglichkeit zu flottem, buntem, phantasievollem Scenenwechsel — nicht etwas Undeutsches sei, einem Volke, das Wald und Natur liebt, nicht entsprechend. Ich habe schon vor Jahren diesen Standpunkt vertreten. Und es ließen sich da vielleicht neue Anregungen geben, wenn wir unterscheiden wollten zwischen Wintertheatern und Sommerspielen. Wir müßten dabei 1. die Wintertheater dem Baue nach (Drehbühne oder Versenkungsbühne, Bayreuther Halbkreis der Sitzplätze) behaglicher und zu raschen Verwandlungen fähig machen, derart etwa, daß eine Scene aufgebaut wird, während die andere spielt, wonach dann durch Mechanismus die fertige Scene in Sekunden hinübergedreht wird, samt den bereits darauf befindlichen Darstellern. Wir müßten 2. Sommerfestspiele einrichten in geeigneten Landschafts-

Mittelpunkten, etwa an Sonntagen im Freien, anknüpfend an Sage und Geſchichte, künſtleriſch das Feſtſpiel ausbauend mit Chören und eigenartigen Rhythmen melodramatiſcher Art — wer weiß, was hier ein berufenes Talent ſchaffen könnte? Ob freilich Dilettanten allein ſolche Aufführungen bewerkſtelligen könnten und dürften, wie man das bis jetzt zu thun pflegte, bezweifle ich bei beſſerem Ausbau ſolcher Stücke; für Herrigs und Henzens ſchwache Technik und ſchwache poetiſche Kraft reichten Dilettanten aus. Haben die Städter ihre geſelligen *Winter*, zu denen auch das Theater gehört — warum ſollen die Landſchaften nicht *ihre* natürlichen Reichtümer künſtleriſch ausbeuten: die *Natur*? So würden ſich *Winterlitteratur* und *Sommerdichtung* prächtig über das Reich hin ergänzen; dort würde das pſychologiſche und das Stuben-Drama weiter nicht geſtört, hier blühte das Bilder-, Handlungs-, Geſtaltungsdrama eines neuen Al Fresco-Stils.

Ich bin der Anſicht, daß auch die unwürdige Jagd nach Kaſſenſtücken, wie ſie unſere Wintertheater entſtellt, nicht ſo fortbeſtehen darf: der Staat oder die Stadt *können* nicht auf die Dauer dieſes wichtige pädagogiſche und volkserzieheriſche Mittel aus der Hand geben oder dem Spekulantentum ausliefern. Wir ſind doch wahrlich nicht mehr in den Tagen der Neubnerin! Längſt gehen Vorſchläge dahin, zunächſt die *Stadtverwaltungen* möchten die Pflege ihrer Theater amtlich übernehmen und genau ſo ernſt behandeln, wie ſie Univerſität oder Kunſtakademie zu behandeln pflegen: als einen unlöslichen und wichtigen *Teil des nationalen Kultur- und Geiſteslebens*. Später käme dann eine Unterſtellung unter das Kultusminiſterium in Erwägung.[1])

[1]) Vergl. u. a. Richard Wagners Eingabe an die ſächſiſche Kammer (1849) in ſeinen „Geſammelten Schriften," (II, S. 234 ff.)!

Damit wäre auch der Vorherrſchaft des Berliner Premièrentums und Agenten-Unweſens ein Ende gemacht. Der Direktor wird nicht mehr bloß Routinier und Pächter ſein, ſondern gewichtiger Beamter mit einer Kommiſſion und Dramaturgen; er wird nicht mehr aus Sorge um die Kaſſe nach den Stücken ausſchauen, die in Berlin die Kaſſen füllen, gleichviel, was ihr Wert ſei. Künſtleriſche und erzieheriſche Geſichtspunkte müſſen allein maßgebend ſein, wenn auch Schäden nach wie vor genug bleiben würden: auch der Bureaukratismus hat ſelbſtverſtändlich ſeine Schattenſeiten. Aber das Ventil von Theatervereinen und freien Bühnen könnte man ja nach wie vor offen laſſen, ſo daß litterariſche Verſuche und Sekten aller Art weiter nicht behindert wären.

Endlich wird Kritik und Preſſe, je weiter ſich der allgemeine nationale Kulturgedanke entwickelt, ganz von ſelbſt in den einzelnen Landſchafts-Mittelpunkten wachſen und die Forderung unabhängigen Geiſteslebens und eines ſelbſtändigen deutſchen Stils bewußt vertreten, damit eine bunte, reich gegliederte Kultur gleichmäßig aufblühe. Ich bin nicht bange, daß im Deutſchland der vielen Sondernaturen und trotzigen Stämme, im Deutſchland, das lange nicht durch Geſelligkeit und Eſprit ſo beſtimmt wird wie die beweglichen Gallier, ich bin nicht bange, daß in dieſer bunten Fülle von Sonderarten und Landſchaften Berlin jemals die Rolle ſpielen wird wie das ältere Paris in Frankreich.[1]) Das raſch aufgeſchoſſene Berlin iſt weltſtädtiſch ein rühriger Emporkömmling und hat etliche Jahrzehntelang in der That den „Zug vom Lande“ auf ſich gelenkt; das iſt begreiflich. Aber der deutſche Geiſt wird und

[1]) Übrigens ſind in jüngſter Zeit auch in Frankreich ſtarke dezentraliſtiſche Regungen bemerkbar: man denke an die Zeitſchriften „Nouvelle revue,“ „Le pays de France,“ an Frédéric Miſtral und das Provençalentum der félibres!

muß wieder das Gleichgewicht herſtellen, was freilich nicht Sache papierener Mahnungen allein iſt, ſondern mit wirtſchaftlichen Vorgängen zuſammenhängt. Die Litteratur und Kunſt freilich *kann* hier ſelbſtändig ſein, wenn ſie nur *will*.

* * *

Wer mir unbefangen bis hierher gefolgt iſt, der wird immer wieder den Eindruck haben, daß es ſich in dieſen zwangloſen Plaudereien weniger um Angriffe, als vielmehr um *Erweiterungen* handelt. Thore auf! Wir dürfen keiner Reaktion an und für ſich das Wort reden; auch will ich überhaupt kein Programm in Worte ſpannen und etwa in den Irrtum verfallen, der in der Zeit der Ismen üblich war, keck und ſchlankweg zu behaupten: das und das ſei „die" „deutſche" Poeſie und ſo und ſo „der" Meſſias der Litteratur. Thore auf! ſage ich immer wieder. Ins Leben der Nation und des Erdballs hinein, in das Bewußtſein des alloffenen Weltraums, heraus aus den Hallen des Formalismus, des vierten Standes, der Nervenkunſt, der Verſtandestheorieen, kurz: — heraus aus geiſtigem, örtlichem und zeitlichem *Partikularismus*!

Alle Vergleiche mit Zeitabſchnitten der Vergangenheit ſind gefährlich. Altertümelei liegt einem alexandriniſchen Zeitalter ſowieſo nahe. Manches kann uns anregen, nichts aber uns helfen als eigene Lebensentfaltung mit unſeren eigenen Temperamenten, Schmerzen, Freuden und Leidenſchaften, die zugleich allmenſchlich ſind und ſein müſſen, falls wir mit voller Seele lebendig ſind. Aber doch will ich mit Vorſicht an eine Zeit erinnern, von deren Geiſt ich unſerer Litteratur endlich wieder etwas wünſche. Wir haben ſeit den *Hohenſtaufen* und *Sachſen* zum erſtenmal wieder ein *ſtarkes* Reich mit dem unverkennbaren Bedürfnis, zu einer *Weltmacht* anzuwachſen. An jene Zeit des

Nibelungenliedes, der Gottfried von Straßburg, Walther und Wolfram möchte ich erinnern. Damals lag unser Ausfallsthor nach dem Mittelmeer und Orient (Kreuzzüge): heute liegt der Schwerpunkt unserer Kraft im Norden, das Meer ist unser Thor ins Weite, der „Zug nach Norden" ist fast schon sprichwörtlich geworden. Unseres Kaisers Nordlandsreisen in die Felsendome eines stammverwandten Volkes könnte man fast sinnbildlich in Gegensatz bringen zu den Romfahrten der alten Kaiser; und Weltreisen werden im neuen Jahrhundert den deutschen Dichtern mehr bieten als die seit Winkelmann üblichen Postfahrten der kleindeutschen Künstler bloß nach Italien.

Kurz, wenn ich's recht fasse, so ist mein letzter Wunsch der: eine heimatliche und doch vertiefte und erweiterte Lebensbejahung möchte im neuen Jahrhundert aus dem hierin vorangehenden Deutschland aufblühen. Ich kann zwischen asiatischer Weltflucht (Religion) und hellenischer Weltfreudigkeit (Kunst), wie sich Julius Hart kürzlich in einem geistvollen Buche ungefähr ausdrückte, keinen eigentlichen Widerspruch finden, sofern man sich eben nicht in bloße Formen einfangen läßt.[1]) Denn auch Gottesglauben ist für einen vertieften Gottesbegriff universelle Lebensbejahung. Ich fasse Kunst und Religion, deren tiefstes Wesen eins ist, als Lebensäußerungen starken Menschen-

[1]) Julius Hart, „Der neue Gott" (Leipzig, Eugen Diederichs). Hart faßt in diesem weitschweifigen und dilettierenden, aber phantasievollen und weitblickenden Werke die Kultur Südeuropas als eine Zweiheit von teils künstlerischer (Hellenen) oder staatlicher (Römer) Lebensbejahung, teils aber asiatisch-religiöser (wobei er Semitentum, Christentum, Buddhismus zusammenfaßt) Weltverneinung. Für die Kultur Nordeuropas möchte er eine Versöhnung dieser zwei Strömungen in einer dritten Einheit — ein bedeutungsvoller Grundgedanke, den er nun in Flugschriften („Das Reich der Erfüllung") mit seinem Bruder vertieft.

tums; nur aus einem ſtarken und reichen Menſchentum kann ſtaunende Anbetung (Religion) und nachſchaffende Anbetung (Kunſt) blühen, wie etwa die Pflanze ihre Blüte und Frucht hinaustreibt als Unterpfand und Beweis ihres freudigen Dranges nach der Sonne. Ein Wachſen empor zu der Weltſeele, die durchs All flutet, ein Aufquellen und Emporbrängen aller Säfte und Kräfte — das iſt es, was ich „Glauben“ nenne, was ich zugleich im religiöſen und künſtleriſchen und darum menſchlich-hohen Sinne „Liebe“ und „Hoffnung“ nenne.[1]) Und hieraus, aus Überſchuß von Kraft, blüht eine wahre, blüht die einzig berechtigte Poeſie, die uns als Menſchen in unſerem Ganzen erhebt und erhellt, weil ſie ein Mitteilen von Lebenskräften eines überlegeneren und beglückteren Mitmenſchen iſt. Der hienieden wirkende Geiſt der Kraft und Freude iſt über die ganze Welt hin ewig ein und dieſelbe Subſtanz, wie es nur ein Licht giebt. Was ſoll alſo die im Litteratentum übliche Überſchätzung der Form als ſolcher und Überſchätzung der Kunſt als ſolcher? Die Kräfte einer Zeit drängen ſich mitunter nach einer ganz anderen Seite hin oder bleiben überhaupt im Verborgenen, und die Formen der Kunſt bleiben dann ſolange ſaftlos: die Kräfte aber ſind die Hauptſache, nicht die Kunſt als Amt und Übung. Suchen wir nach jenen Poeten, die uns Kräfte und ſtarkes Menſchentum ſpenden: ſolange aber ſind mir ſtarke Proſaiker lieber als ein Schock ärmlicher Rhythmiker, und mit jedem tüchtigen, ſeeliſch reichen Bauern, ja mit jedem unverdorbenen Kinde ſitz' ich lieber zuſammen oder halte lieber mit jeder hohen Sommernacht ſtille Zwieſprache, als daß ich mich mit

[1]) „Frömmigkeit iſt das Bewußtſein höchſter Geſundheit“ (Lagarde).

solcher ausgeblasenen Litteratur befasse. Mensch sein ist auf alle Fälle wichtiger als Litterat sein.

Was ist es denn, was wir an Homer oder Shakespeare oder Nibelungenlied so lieben, was ist es, was so manches Märchen oder Mythe oder Volkslied zäh und fest haften ließ durch Geschlechter? Nicht die Form, die wechselt ja ewig, aber das ungebrochene, und darum wunderbar reich das All widerspiegelnde bedeutsame Menschentum darunter. „Je nach der Bedeutung des Menschen wird auch die Bedeutsamkeit seiner Mythe sein" (Ruskin).[1] „Aus

[1]) „Wir müssen es den Meistern der Geschichtsforschung überlassen, die historischen Mythen zu ergründen, deren Überlieferungen immer noch von einem geheimnisvollen, wiewohl anziehenden und entschleierbaren Dunkel umhüllt sind. Aber Berge, Sterne und Stürme sind ganz ebenso noch um uns wie um die Menschen von ehedem und wir brauchen sie nur mit dem Ernste jener kindlichen Augen anzuschauen, um die ersten Worte zu verstehen, welche die Kinder der Menschen über sie gesprochen haben. Alsdann finden wir in den schönsten und lebenskräftigsten Mythen nicht nur die buchstäbliche Geschichte einer wirklichen Person, nicht nur das Parallelbild eines sittlichen Grundsatzes, sondern wir finden, daß jene und dieses auf der Verehrung einer Naturerscheinung beruht, von welcher beide ausgingen und worin sie auf immer wurzeln ... Man kann keine Mythe bilden, wenn man nicht das hat, woraus eine gebildet werden kann. Wenn die Mythe auf Gerechtigkeit und Seelenstärke Bezug hat, so muß sie von jemand gebildet worden sein, der weiß, was es heißt, gerecht und seelenstark zu sein. Je nach der Bedeutung des Menschen wird die Bedeutsamkeit seiner Fabel sein; und die Mythe eines schlichten und geistesarmen Volkes besagt selbstverständlich wenig, weil ein solches Volk wenig zu sagen hat" (John Ruskin, Aphorismen zur Lebensweisheit; übersetzt von Jakob Feis; Straßburg, Heitz & Mündel). Und Ruskin fügt richtig hinzu, daß Vorbedingung des Verständnisses dieser alten, aus der Natur herausgewachsenen Wahrheiten ist: „der Widerstrahl der Geister von gleicher Gemütslage." Nur so läßt sich die oft schier unbegreifliche Erscheinung verstehen, wie ganze Epochen blind und verständnislos an den

größten Geistern (auch der Vergangenheit, auch im Besitz ihrer Werke) vorübergehen können, um dafür Formalisten, Rhetoriker oder Mode-Künstler als Genies zu verherrlichen. Der Auffange-Spiegel ist nicht in Ordnung; es fehlt zum Verständnis wahrer Größe die „gleiche Gemütslage." — Vgl. hierzu auch Carlyles Essays „Heroenverehrung," etwa über den „Helden als Gottheit," worin gleichfalls „der große Mensch" als das Bewunderungswürdigste hingestellt wird, was es überhaupt giebt — ein Aristokratismus jedenfalls, bei dem ich freilich insofern nicht Halt mache, als mir auch der große Mensch nur als Mittel, nicht als Ziel, erscheint: als Führer ins große Leben, ins durchgöttlichte Universum. Ebenso Emerson („Repräsentanten der Menschheit"): „Die Welt wird durch die Wahrhaftigkeit guter Menschen erhalten; sie sind es, die die Erde gesund und heilsam machen . . . Die Suche nach großen Menschen ist der Traum der Jugend uud die ernsteste Aufgabe des Mannesalters . . . Es ist das Entzücken gemeinen Talentes, den Blick des Zuschauers zu blenden und zu täuschen. Aber das wahre Genie sucht uns vor seiner eigenen Macht zu verteidigen. Das wahre Genie will keinen arm machen, es will befreien und neue Empfindungskräfte wecken . . . Die Großen, das sind jene, die mit der Natur im Zusammenhang stehen und aus allen Moden herausschreiten, sie sind die Erlöser aus diesen Föderativ-Irrtümern, sie schützen uns vor unseren Zeitgenossen." Hier liegt's! Die „gemeinen Talente" von heute ziehen uns erst recht in Zeitgeist und Zeitgenossen hinein. — Ich füge noch einige herrliche Worte von dem vergessenen Bogumil Goltz an („Zur Geschichte und Charakteristik des deutschen Genius," Berlin 1864): „Ich lass' es mir nicht nehmen, nur ein Menschendasein, das so absolviert wird, wie es im deutschen Märchen geschieht; nur eine Welt, in welcher die Menschen so arbeiten und sorgen, so fromm, so herzenseinfältig und zugleich so mutterwitzig, so munter und schwermütig, so närrisch und gescheut, so lebensneugierig und doch ihren Lebensgewohnheiten so getreu sind: — nur eine Welt, in welcher die Menschen das Kleinste und Größeste so grüblerisch und doch so gläubig überdichten und überdenken: das ist die Welt nach dem Willen Gottes und der Natur!" Ebenso richtig und gefühlssicher sind Wendungen wie „beseelter Verstand," ein Verstand, „in dem Phantasie und Sittlichkeit nicht geschieden sind;" oder „Witz des Herzens," der gleichwohl im „Realismus des Alltags-

dem deutſchen Märchen", ſagt der verſchollene Bogumil Goltz, „erſieht man, welche ſchönen und heiligen Gemüts-eigenſchaften am deutſchen Volke gefährdet und zu Grunde gerichtet ſind. Was könnten nicht nur unſere Dichter, ſondern auch unſere Moralphiloſophen, Pſychologen und Theologen aus dem deutſchen Volksmärchen lernen, wenn ſie nicht über dem vielen, welches ſie gelernt, das eine verlernt hätten: das Verſtehen der Gewiſſens- und Herzensſtimme, die eben in hochkultivierten Zeiten ſo berechtigt ſind als Wiſſenſchaft und Schulvernünftigkeit." Und darin trifft's der Mann auf den Kopf: die Gewiſſens- und Herzensſtimme, die den Kern des Menſchentums bedeutet, was gilt die in einer alexandriniſchen, nervöſen, mit Farben, Linien und Worten ſpielenden Zeit? Shakeſpeare kann nur verſtanden werden in ſeinen guten und böſen (denn Shakeſpeare war von dem Mißbrauch des Wortes „alles verſtehen, heißt alles verzeihen" einer ſkeptiſchen Gegenwart ſo wenig angekränkelt wie jemals irgend ein bedeutender, königlicher Vollmenſch!),

---

lebens die ideale Bedeutung erfaßt;" oder „das wunderſchöne heile Menſchentum" u. ſ. w. Das wunderſchöne heile Menſchentum: ja, da ſind wir wieder angelangt! Das wollen im letzten Grunde alle ethiſchen Prediger der zweiten Hälfte unſeres kulturüberlaſteten, menſchenerſtickenden Jahrhunderts: Tolſtoj, Ibſen, Zola in ihren drei neueſten Werken noch („Auferſtehung," „Wenn wir Toten erwachen," „Fruchtbarkeit"), das wollten Wagner, Nietzſche, Gobineau, Emerſon, Carlyle, Ruskin, Egidy. Sind wir denn wirklich ſo ſeelenarm und inſtinktverlaſſen oder ſo mithaſtend im unruhigen Verſtandestum und Geſchäftsgeiſt, daß wir dieſes kindereinfache „Eins iſt not" in ſeiner ganzen beruhigenden Größe nicht zu erfaſſen vermögen? — Ich empfehle dringend eine Berichtigung des Zeitſatzes, daß die Kunſt lediglich abzuſchildern habe; Shakeſpeares Wort vom „Spiegelvorhalten" (Hamlet, II, 2) iſt zu einer friſchen Zeit geſprochen, die lebensvolle Menſchen-Exemplare (Gut und Bös) beſaß und iſt nicht profeſſoral gemeint!

Shakeſpeare, ſage ich, kann in ſeinen guten und böſen, wilden und zarten, ſtolzen und drolligen Geſtalten, kurz, in ſeinem ganzen Reichtum nur verſtanden werden, wenn man das Märchen verſteht, deſſen böſe Stiefmutter und Sneewittchen oder Aſchenbrödel oder Dornröschen ohne weiteres Verwandte ſind der ſüßen Geſtalten einer Ophelia, Desdemona, Cordelia oder der harten Goneril und Regan.[1]) Shakeſpeare, der „Dichter des Gewiſſens", iſt auch Dichter des Herzens; er wertet, urteilt und liebt; und ſchließt das den feinſten pſychologiſchen und künſtleriſchen Verſtand etwa aus? Die Decadence des erbärmlichen Fin de siècle muß von dieſer Seite aus beleuchtet werden: von der Seite hohen und herzlichen, in tiefſtem Sinne wertvollen Menſchentums; rein künſtleriſch oder gar nur techniſch iſt ihr nicht beizukommen, denn da wuchert ſie üppig. Ihr

[1]) Ein ungemein lehrreiches Beiſpiel, wie Shakeſpeare mißverſtanden wird, iſt die moderne Auffaſſung Shylocks als eine Art tragiſchen Helden oder Märtyrers! Den Gipfelpunkt dieſer verzerrten Auffaſſung bedeutet jene Bearbeitung von L. Suner, die man gelegentlich Ermete Novellis Gaſtſpiel im Berliner Leſſingtheater kennen lernte. „Es iſt eine Tragödie, dieſer Shylock," ſchloß ein bewegter Kritiker ſeine Beſprechung! Dabei iſt Shylock im heiteren „Kaufmann von Venedig" ungefähr das, was bei Hans Sachs und im Märchen der böſe Teufel iſt, der nach allen Sorgen zum fröhlichen Ende geprellt wird. Die eine Proſarede Shylocks, aus der man, unterſtützt von einer modernen Zeitbewegung, dieſe Auffaſſung ableitete, iſt in ihrer Wertloſigkeit dargelegt von Dr. Janſſen („Shakeſpeareſtudien I, S. 93; Straßburg, Trübner). — Ebenſo verzerrend iſt die Dingelſtedtſche Bearbeitung und Bühnendarſtellung der „bezähmten Widerſpenſtigen," dieſes Seitenſtücks zu dem renaiſſancehaft-unbändigen „Viel Lärm um nichts," worin Benedikt und Beatrice die zungenraſchen Vettern und Verwandte von Petruchio und Katharina ſind: nicht brutal, nicht mit der Hundepeitſche, ſondern durch Raſchheit der Phantaſieen und Überraſchungen der Launen den Raſchen überholend, verwirrend und mit Zähigkeit kampfmatt ſetzend!

Menſchentum iſt dürftig — das iſt das letzte und entſcheidende, was man wider ſie ſagen kann.

* * *

So iſt aus dieſen unmaßgeblichen Plaudereien, die gleichwohl das Ergebnis einer langen Entwickelung ſind, ein litterariſches Bekenntnis geworden. Ich habe dabei, wie mir auch der Gegner einräumen wird, ſachlich und unabhängig, Keinem zu Lieb' oder zu Leide geſprochen. Es giebt manchen künſtleriſch angeregten und geiſtig lebendigen Zeitgenoſſen, der unthätig und bitter am Strome der Zeit ſitzt und nur feſtſtellen kann, daß ihm dieſe herrſchende Berliner und Wiener Litteratur nicht jenes „Wunderbare" bringt, was ſein innerer Menſch erfahren möchte. Dies Wunderbare wird zuletzt „nur" das ſein, was immer wieder das Befreiende und Erlöſende iſt auf dieſem Erdball: ein Menſch, leuchtend und feſt, der das Haupt im Himmel und Hand und Füße auf Erden hat, Idealiſt und Realiſt, frei in Gott und doch auch haftend im Luftkreis dieſes Planeten, den zu erkennen, zu verklären und zu überwinden unſeres Dichtertums ſchöne und ſchwere Arbeit iſt!

An alle Freunde deutſcher Litteratur.

Frühling! Wie ein Aufatmen geht's jetzt durch die deutſchen Lande! Wie ein Aufatmen ſoll es im neuen Jahrhundert nach ſo viel Verſtimmungen auch durch Deutſchlands Geiſtesleben und durch Deutſchlands Dichtung gehen. Der in allen deutſchen Gauen jetzt friſch aufblühenden neuen **Heimat**- und **Höhenkunſt** eine Heimſtätte zu ſchaffen, wird fortan das Hauptbeſtreben meines Verlages ſein. Dazu bedarf ich der Unterſtützung aller, denen es Ernſt iſt um die Geſundung unſerer Litteratur. So wolle man denn mit friſcher Unbefangenheit die hier angezeigten Bücher betrachten. In erſter Linie erbitte ich das Intereſſe aller litteraturfreundlichen Kreiſe für die neue litterariſche Halbmonatsſchrift „**Heimat**". (Bezugspreis pro Quartal M. 2.—.)

Dieſe Zeitſchrift will in bewußtem Gegenſatz zu Niedergang und Degeneration des „fin de siècle" ein **Organ für Heimatkunſt** ſein — ſie will eine geſunde Grundlage ſchaffen für eine reine und ſtarke **Höhenkunſt**, nicht eng noch einſeitig, nicht doktrinär noch gekünſtelt, ſondern vor allen Dingen **lebendig!**

Der vorliegende erſte Vierteljahrsband (Jänner bis März 1900) giebt jetzt bereits einen Begriff, was die vielgenannte Heimatkunſt will. Selbſtverſtändlich werden wir unabläſſig bemüht ſein, weiter zu wachſen und zu reifen.

Zu lange ist unsere Dichtung dem einseitigen Litteratentum ausgeliefert gewesen, Zeit ist's, daß sich auch das deutsche Volk auf seine Pflichten besinnt, mitzuhelfen an einem besseren Zeitgeist!

Aus dem Inhalt des ersten Vierteljahrsbandes:

Fritz Lienhard, Hochland. — Adolf Bartels, Heimatkunst. — J. J. David, Zu Ludwig Anzengruber. — Karl Storck, Bildende Kunst im Elsaß. — Fritz Lienhard, Die Vorherrschaft Berlins. — Adolf Bartels, Richard M. Meyer's deutsche Litteratur des neunzehnten Jahrhunderts. — Heinrich Sohnrey, Wenn wieder eins geboren wird. — Fritz Lienhard, Wo bleiben die nationalen Berliner? — Robert Mielke, Industriekunst. — Fritz Lienhard, Vom Reichtum deutscher Landschaft. — Arthur Seidl, Ein musikalisches Evangelium. — Fritz Lienhard, Zwischen Demokratie und Hurrapatriotismus. — Adolf Bartels, Die Schlacht bei Hemmingstedt. — Fritz Lienhard, Neuer Geist. u. v. A. mehr.

Dazu eine sehr reichhaltige litterarische Produktion mit Beiträgen von Max Bittrich — Franz Diederich — Max Dreyer — Cäsar Flaischlen — Hugo Greinz — Rudolf Huch — Johannes Kruse — Fritz Lienhard — Adolf Pichler — Karl Söhle — Heinrich Sohnrey — Clara Viebig — Helene Voigt — Arthur von Wallpach u. A.

Endlich enthält jedes Heft eine anregende Tagesschau über hervorragende neue Erscheinungen aus Litteratur und Kunst, über Theater und allgemeines geistiges Leben. Und das alles für den vierteljährlichen Bezugspreis von 2 Mark, gebunden 3 Mark, der bei der Fülle und Gediegenheit des Gebotenen gewiß äußerst mäßig genannt werden muß.

Zum Schluß seien hier nur noch einige Preßstimmen über die „Heimat" im Auszug wiedergegeben (mehr mitzuteilen fehlt's an Platz!).

Ferdinand Avenarius im Kunstwart:

Auf dem festen Boden der Heimatkunst soll hier gearbeitet werden, um auf ihr auch eine Höhenkunst zu erbauen — also ein Stück Kunstwart-Programm! Wir sagen unsern Glückwunsch dazu und bitten die Leser, an einem Probeheft nach dem Weitern zu sehen.

Der Kyffhäuser:

Die „Heimat" steht auf gesundem deutschen Boden, auf keimstarker Frühlingserde, aus der frische Säfte in Stamm und Ast steigen. Es ist ein gutes Zeichen, daß eine solche Zeitschrift in Berlin erscheint und Beachtung findet, ein gutes Zeichen für den neuen Geist, der in so vielen Künstlern und Litteraten erwachte.

Fritz Mauthner im Berliner Tageblatt:

Es trifft sich gut, daß der erste Versuch, das gastfreundliche Berlin für Frederi Mistral, den Dichter der Provence zu gewinnen, gerade in die Zeit fällt, wo unsere eigenen vielfältigen Bestrebungen nach einer großen sonntäglichen Heimatkunst in der Zeitschrift „Heimat" einen Mittelpunkt gefunden haben. Wir werden uns hoffentlich mit den Gedanken dieser Zeitschrift öfter beschäftigen. Bleibt das Ziel noch unklar, so ist doch der gemeinsame Weg verlockend, der Weg, welcher durch die Niederungen des pedantischen Naturalismus hindurch (nicht an ihnen vorbei) nach dem heimatlichen Hochland der Poesie führen soll.

Wem's also nun ernst ist um die Zukunft der deutschen Litteratur, der helfe mit an der Verbreitung der „Heimat" und des ihr zu Grunde liegenden Programms. Jede Mithilfe ist uns hochwillkommen.

Heimatkunst aus deutschen Gauen

Aus Tirol: Adolf Pichlers Tiroler Geschichten und Wanderungen. 5 Bände. Gesamtpreis geh. M. 15.—, geb. M. 20.—.

Auch in 30 Lieferungen zu je 50 Pf. = 30 kr., zu beziehen.

Inhalt und Einzelpreis der Bände:

Allerlei Geschichten aus Tirol. Dritte und vierte Auflage, geh. M. 3.—, geb. M. 4.—.
Jochrauten. Neue Geschichten aus Tirol. Zweite Auflage, geh. M. 4.—, geb. M. 5.—.
Letzte Alpenrosen. Erzählungen aus den Tiroler Bergen. Geh. M. 4.—, geb. M. 5.—.
Kreuz und Quer. Gesammelte Streifzüge. Geh. M. 4.—, geb. M. 5.—,
Aus den Tiroler Bergen. Zweite Auflage, geh. M. 3.—, geb. M. 4.—.

— **Adolf Pichlers dichterische Werke.** 5 Bände. Geb., in Karton gelegt M. 12.—.

Inhalt und Einzelpreis:

Hymnen. Dritte Auflage, geh. M. 1.—, geb. M. 2.—.
In Lied und Haß. Elegien und Epigramme aus den Tiroler Bergen. Zweite Auflage, geh. M. 2.—, geb. M. 3.—.

Die Tarquinier. Trauerspiel in fünf Akten. Zweite Auflage, geh. M. 2.—, geb. M. 3.—.

Marksteine. Gesammelte Dichtungen. Zweite Auflage, geh. M. 3.—, geb. M. 4.—.

Spätfrüchte. Gedichte verschiedener Art. Geh. M. 3.—, geb. M. 4.—.

Wenn einmal die Zeit Auslese gehalten hat, und die Frage auftaucht, wer hat zu Ende des Jahrhunderts, das mit Goethe und Schiller begonnen, der deutschen Dichtung noch die originellsten Töne geliehen, wird man gewiß Adolf Pichler in erster Linie nennen müssen.

Professor Alois Brandl
in der „Deutschen Litteratur-Zeitung" Januar 1897.

Aus Steiermark: Hans Grasberger, Ausgewählte Werke. Herausgegeben von Peter Rosegger, Karl von Thaler u. A. 3 Bände. Geh. je M. 3.—, geb. M. 4.—.

— Steirische Geschichten. Geh. M. 3.—, geb. M. 4.—.

Ich thue Paul Heyse nicht weh, Gottfried Keller nicht und auch Theodor Storm nicht, wenn ich manche Novelle Grasbergers, was formliche Vollendung angeht, diesen Klassikern des Stiles an die Seite setze.

Peter Rosegger im „Heimgarten".

— Wilhelm Fischer, Grazer Novellen. Geh. M. 4.—, geb. M. 5.—.

Wilhelm Fischer hat durch die „Grazer Novellen" einen Platz neben den besten modernen Erzählern Österreichs erklommen und verdient allgemeine Teilnahme an seiner Dichtung. So lange wir seinem Vortrag lauschen, hat er uns in seiner Gewalt, wir glauben an seine Menschen, an seine Landschaften und fühlen uns wohl in seiner Gesellschaft, wenn auch seine Stimme mitunter zittert und nicht bloß von Freude und Sonnenschein zu berichten vermag.

Prof. Richard Maria Werner im Prager Tagblatt.

Aus Kärnten: Holger Drachmann, Kärntner Novellen. Geh. M. 3.—, geb. M. 4.—.

Von den Siebenbürger Sachsen und Banater Schwaben: Adam Müller-Guttenbrunn, Deutsche Kulturbilder aus Ungarn. Geh. M. 3.—, geb. M. 4.—.

„Man glaube uns aufs Wort: solch Buch ist mehr wert als zehn Romane." Leipziger Neueste Nachrichten.

Aus Mähren: J. J. David, Frühschein. Geschichten vom Ausgang des großen (dreißigjährigen) Kriegs. Geh. M. 3.—, geb. M. 4.—.

Einer jener Glücklichen, die nur auf der Höhe ihrer Begabung bleiben dürfen, um bedeutend zu sein!

Ludwig Speidel über J. J. David in der Neuen freien Presse.

Aus dem Böhmerwald: Johann Peter, Waldmeister und Enzian. Gestalten und Geschichten aus dem Böhmerwald. Geh. M. 2.—, geb. M. 3.—.

Frischer und erquicklicher Ton, der uns ganz in die böhmische Waldnatur hineinversetzt, und gesundes Empfinden machen das Buch zu einer angenehmen Lektüre. Roseggers Heimgarten.

Aus Thüringen: Wilhelm Arminius, Verschieden Waidwerk, Eine Geschichte aus dem Thüringer Walde. Geh. M. 4.—, geb. M. 5.—.

„Der Kuckuck rief. Verträumte Quellen rannen.
Die Sommersonne lag im Thüringgau.
Ein Reis brach ich von seinen Edeltannen.
— Ich bring es dir, Marianna, liebe Frau."

Mit diesen Begleitsworten schickt der Verfasser sein neuestes Werk hinaus in die Welt. Es ist ein echtes Edeltannenreis! Ein schönes Buch, für das wir Thüringer doppelt dankbar sein müssen. Thüringer Luft atmet es, und auf Thüringer Boden spielt sich die sehr geschickt und spannend aufgebaute Handlung ab. Wer Berg und Thal, Volk und Sitten unseres Waldgebirges kennt, der wird seine helle Freude an diesem Buche haben. Jägerpoesie und Maienfestspiel, die teilweise düstere Romantik des Wilderertums und der volle sonnige Zauber unseres Bergwaldes weben da zusammen. Was in diesem Werke noch ganz besonders sympathisch berührt, das ist das kernig-deutsche, männlich-kraftvolle Empfinden, welches es durchströmt. Stark im Kampf, aber verträumt und sinnierend, wenn Waldwipfel über uns rauschen: das ist immer deutsche Art gewesen und hat das deutsche Gemüt ausgezeichnet. Auch Wilhelm Arminius zählt dazu. Sein Buch wird überall Waldhauch und Sonnenschein in die Herzen zaubern.

A. Trinius in der Gothaer Zeitung.

Aus Hannoverland: Heinrich Sohnrey, Friedesinchens Lebenslauf. (Die „Leute aus der Lindenhütte".) Niedersächsische Walddorfgeschichten für große und kleine Leute erzählt. Dritte Auflage. Mit Buchschmuck von O. Ewel. Geh. M. 3.50, in reichem Prachtband M. 5.—.

Wer lauter wohlthuende, herzlich ergreifende und gesund natürliche Eindrücke haben will, der lese Friedesinchens Lebenslauf von Heinrich Sohnrey, einem glücklich beanlagten und längst bewährten Volksschriftsteller. — Kein höheres Lob läßt sich einem Schriftsteller geben als das, daß er mit schlichten Gegenständen vollkommene und im Wechsel von Freud und Leid harmonische Eindrücke zu wecken weiß. Hier ist nichts, das man anders haben möchte, denn es wirkt auf uns wie eine Geschichte, an der der Erzähler nichts hätte ändern können. Die Grenzboten.

— Der Bruderhof. Eine Dorfgeschichte aus dem Hildesheimischen. Preis: geh. M. 2.—, geb. M. 3.—.

Ein starkes Talent, das tief in der Heimatserde wurzelt, ein Talent voll Mark und Saft, das aber auch die feinere Empfindungswelt in weitem Bereich umspannt, ist Heinrich Sohnrey . . . Was dem Buche „Bruderhof"

seinen Wert verleiht, ist, daß es quellendes Leben giebt; in engem Bezirk ein Reichtum wechselnder Stimmung, die von fröhlicher Idyllik bis ins düster Tragische hineinreicht. Und die Kunst Sohnreys beherrscht alle Gebiete des Poetischen: neben behaglich epischen Schilderungen finden sich Stellen voll lyrischen Reizes, und der Gegensatz der Charaktere kommt in dramatischer Schärfe zum Austrag. „Tägliche Rundschau".

Aus Hannoverland: Heinrich Sohnrey, Rosmarin und Häckerling. Bäuerliche Liebes- und Leidensgeschichten aus Niedersachsen. Geh. M. 2.—, geb. M. 3.—.

Es giebt unter unseren Dichtern wenige, deren Kunst so heimatlich, so erdfrisch, und überdies in jedem Sinne so jungmännlich berührt, wie die Kunst Sohnreys. In der Kunst der Darstellung, im lebendigen Sprachausdruck braucht Sohnrey so leicht keinen Vergleich zu scheuen. Die kleine Skizze von „Lorenheinrich", dem stillen, schweigsamen Vagabunden, der in jedem Jahr als erster Lenzbote in allen Dörfern des Gaus mit Jubel begrüßt, bekränzt, bewirtet wird, wiegt Bände alter und neuer Frühlingslyrik auf. Nicht oft ist alles das, was der Frühling für die wintermüden Seelen, für alt und jung bedeutet, so reizvoll, so körperlich greifbar zur Anschauung gebracht, als in dieser Skizze, die in ihrem Helden fast symbolisch berührt und in ihrer Stimmung an die Tage der Urzeit anklingt, da die Lenzgöttin Ostara in den deutschen Landen ihren festlichen Umzug hielt. Heinrich Hart in der „Täglichen Rundschau".

Aus Mecklenburg: Max Dreyer, Lautes und Leises. Ein Geschichtenbuch. Geh. M. 2.—, geb. M. 3.—.

Eines der schönsten neuen Zeugnisse gemüt- und humorvoller Heimatsdichtung, das mir seit langem begegnet. Es lebt ein Duft der Landschaft, eine Frische und Jugendlichkeit in dem Buch, die einem auf jedem Blatte den berufenen Dichter verraten. Westermanns Monatshefte.

Aus Schleswig-Holstein: Helene Voigt, Schleswig-Holsteiner Landleute. Bilder aus dem Volksleben. Mit einem Vorwort von Heinrich Sohnrey. Geh. M. 2.—, geb. M. 3.—.

Wir haben hier ein mächtiges Talent vor uns. Und fast fertig in der Kunst des Aufbaues, wie in der Gedrungenheit und Geradheit des Stils. Selten, daß eine Stilunreinheit stört. Augen, die klar und scharf sehen, aber nie hart und grausam, ein Herz, das männlichen Ernst und tollen Kraftüberschuß so gut begreift, wie tiefstes weibliches Schämen und Scheuen, ein Naturgefühl, das die schleswig-holsteinische Ebene mit wunderlichem Glücksgefühl umgreift — in neuen prachtvollen Novellen hat Helene Voigt alles vereinigt. Es ist etwas Jungenhaftes in ihr, und doch oft etwas Weiblich-Herbes. Vor unholden Zügen scheut sie nicht zurück und ist jenem Realismus der Beobachtung treu, der aus dem Charakter quillt wie Harz aus der Rinde, mit Naturnotwendigkeit, und nicht aus ästhetisierender Schulweisheit heraus.

„Die Gesellschaft".

Aus Ostfriesland: Th. Justus, Auf heimischer Erde. Ein Geschichtenbuch aus Ostfriesland. Geh. M. 3.—, geb. M. 4.—.

Die sieben kurzen Erzählungen spielen in Ostfriesland, an der Küste des Dollart, der seinen Namen von der „vollen Art" haben soll, die ihm bis auf den heutigen Tag eigen ist. Flach ist das Land: Marsch, Moor und Heide hinter Deichen und Dämmen; rauh und wortkarg, schlicht und bieder, treuherzig und tiefgründig der Menschenschlag. Meisterhaft versteht es Th. Justus, mit wenigen Strichen, liebevoll und warmtönig in der Weise der alten Düsseldorfer Malerschule gezeichnet, Land und Leute lebenswahr uns vor Augen zu zaubern. Man wird warm beim Lesen dieser schlichten Geschichten, und es wird einem dabei so wohl und behaglich ums Herz, als säße man wieder in der Heimat im alten, traulichen Elternhause unter guten, treuen, schlichtsinnigen geliebten Menschen wie einst.

Gustav Schalk im „Land".

Vom Spreewald: Max Bittrich, Neue Spreewaldgeschichten. Geh. M. 1.60, geb. M. 2.50.

Man hat Bittrich den wendischen Rosegger genannt: es mag das etwas übertrieben erscheinen, aber er hat doch vieles von ihm, das seinen Geschichten einen eigentümlichen Reiz verleiht, vor allem die Frische der Darstellung und die wunderbare Stimmung, die über dem Ganzen schwebt.

„Frankfurter Zeitung".

Zu erscheinen beginnen:

Flugschriften der Heimat

welche in zwanglosen Einzelheften zum Preise von à 50 Pf. in allen Buchläden erhältlich sind. Es sind entweder Separatdrucke größerer Artikel der „Heimat" oder Ergänzungshefte zu ihr.

Erschienen oder unter der Presse sind bereits:

Adolf Bartels, Ein Berliner Litteraturhistoriker
Fritz Lienhard, Burenlieder
Karl Berger, Drei Schwaben
Fritz Lienhard, Die Vorherrschaft Berlins
Hugo Greinz, Adolf Pichler.

Im **Deutschen Dorfschriftenverlage** in **Berlin** gelang gleichzeitig zur Ausgabe:

Wegweiser für ländliche Wohlfahrts- u. Heimatpflege.

Im Auftrage und unter Mitwirkung des Ausschusses für Wohlfahrtspflege auf dem Lande bearbeitet und herausgegeben

von

Heinrich Sohnrey.

Preis geh. M. 4.—, geb. M. 5.—.

Hier haben wir ein Werk von so eminent praktischer Bedeutung vor uns, daß man dreist sagen kann: solch' ein Buch hat der deutschen Landbevölkerung schon längst bitter not gethan. Was in deutschen Landen auf dem Gebiete ländlicher Wohlfahrtspflege an irgendwie bedeutsamen Einrichtungen und Versuchen in der Stille zu Tage getreten ist, das finden wir in diesem mit großem Fleiße geschaffenen Werke verzeichnet, charakterisiert, mit genauen Adressen und Litteraturangaben versehen; so daß jedermann, der auf dem Gebiete ländlicher Wohlfahrtspflege thätig sein will und muß, in diesem Wegweiser alles findet, was er braucht. Da giebt es keine breiten, anspruchsvollen theoretischen Erörterungen, da ist alles praktisch von der ersten bis zur letzten Seite.

Alle Buchhandlungen nehmen Bestellungen entgegen.

Bereits im vierten Jahrgange erschien ferner:

Die Landjugend

Ein Jahrbuch zur Unterhaltung und Belehrung

Herausgegeben von

Heinrich Sohnrey.

Mit vielen Illustrationen.

Preis geb. M. 1.25, bei postfreier Zusendung M. 1.35.

Herrosé & Ziemsen, Gräfenhainichen.

PT 395 .L54 C.1
Die Vorherrschaft Berlins :
Stanford University Libraries
3 6105 039 151 084

395
.L54

DATE DUE

JAN 25 1988

STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES
STANFORD, CALIFORNIA
94305